

L. eleg. m.

625

H. B. Mühlh. p. 469.

L. des m.

625.



Ms. L. 3938. a.
3930. a.

(625

m

Neue
Caricaturen und Anekdoten

zur
Erbauung und zum Nasenrumpfen.

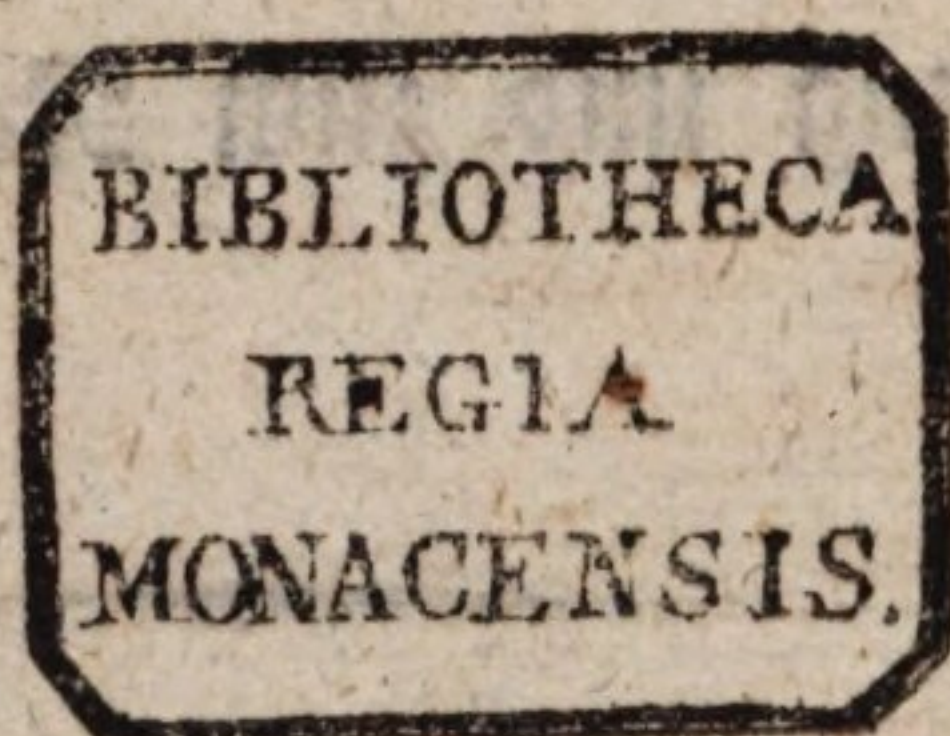
Herausgegeben

von

Anselmus Rabiosus dem Jüngern.

Berlin, 1802.

110



An die Leser.

Hier ist ein Bändchen Caricaturen und Anekdoten, welche meistentheils dem Buchstaben nach wahr sind. Keine davon ist bisher noch, so viel ich weiß, öffentlich bekannt gemacht worden, wenigstens noch in keiner Sammlung, da sie der Verfasser fast alle entweder selbst als Zeuge, oder doch von glaubwürdigen Personen, welche dabey Zeugen waren, erfahren hat. Es sind frenlich einige sehr bittere und sarkastische darunter, aber sie sollten auch nach der Absicht des Verfassers, Etwas mehr thun, als die lange Weile verscheuchen.

*

An die Leser.

Beleidigen wollte der Verfasser keinen Menschen, wohl aber manchen Herrn und manche Dame erinnern, daß man sich bey unwürdigen Handlungen vor der Publicität zu fürchten habe.

Der Verfasser hofft, daß diese hier gelieferten Aufsätze nicht mißfallen werden: wenn dieß geschieht, so soll auf die Michaelismesse das zweite Bändchen, wozu die Materialien schon parat sind, gewiß erscheinen: Geschrieben auf dem Schreibtische des Verfassers, den 7 Mai 1802.

Anselmus Rabiosus
der Jüngere.

Neue
Caricaturen und Anekdoten.

Erstes Bändchen.

307

THE HISTORY OF THE

REIGN OF

I.

Die durch Bauern bestrafte Pfaffenimpertinenz.

In Oberwiesen, einem Dorfe im Obersächsischen Kreiße lebt noch bis auf die heutige Stunde ein gewisser Pastor Gliedner, dessen ungeschliffene Sitten mit seiner großen Ignoranz im möglichst gleichen Grade stehen. Auf der Universität war er ein Dienomist, dann ward er Hofmeister bey einem Husarenmajor, dessen Pferde er

mehr, als die Kinder besorgte, und sich mit dem Herrn Principal täglich in Schnapps eine Schnurre soff. Durch diese trefflichen Qualitäten empfahl er sich dem Herrn Major aufs beste, und nachdem die Junkers das Portepée trugen, folglich keinen Hofmeister mehr nöthig hatten, empfahl ihn der Major einem gnädigen Kirchenpatron, und der gnädige Kirchenpatron machte den Husarenmäßigen Candidaten zum Pastor, so sehr auch die Bauern dagegen protestirten.

Die guten Leute fanden bald den Unterschied zwischen dem verstorbenen Pastor und dem neuen. Jener war ein sanfter, stiller Mann, dieser aber fluchte wie ein Vorknecht, zankte sich mit jedem, der ihm zu nahe kam, und war pour le comble du merite, alle Tage richtig besoffen.

Die Bauern, welche zwar Sachen dieser Art gern selbst trieben, aber sie an ihren Pastoren sehr haßten, weil ihnen der Pastor wenigstens mit einem guten Beispiele vorgehen sollte, formalisirten sich fürchterlich über des Pastors Lebensart, und verklagten ihn bey dem gnädigen Herrn Kirchenspatron, aber der gnädige Patron wies sie ab: sie wendeten sich an das Oberconsistorium, und verklagten den Pastor; das Oberconsistorium schalt die Bauern Calumnianten und Aufwiegler, und wies sie ab. Daß die Bauern alle Unkosten bezahlen mußten, läßt sich ohne mein Erinnern denken.

Sonach hatte der Pastor Gliedner gewonnen Spiel; er konnte machen, was er wollte, und dabey hätte er sich beruhigen sollen, allein der Rachsüchtige wollte, wie

er sich auf feinsaffisch ausdrückte, die Bauern zwiebeln, daß sie Baumöhl geben sollten, und suchte eine Ursache, einen Prozeß mit ihnen anzufangen, und diese Ursache fand der unwürdige Seelenhirte gar bald.

In den vorigen Zeiten war es in Oberwiesen Mode gewesen, daß der Pastor die zum ersten Mal nach dem Wochenbette zur Kirche kommenden Frauen vor dem Altar einsegnete, und die christlichen Leichen zu Grabe begleiten half. Die alten Pastoren hatten das so eingeführt, und wurden dafür, der Regel nach, nicht bezahlt, wenigstens war ihnen nichts dafür bestimmt, und wenn ja Jemand etwas gab, so geschah es aus gutem Willen. Eben so geschah es aus gutem Willen, daß die Bauern, welche einen Schmauß

ausrichteten, zum Beyspiel bey Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen, den Herrn Pastor, Ehren halber, dazu einluden. Diese drey Dinge waren zwar sonst in Obers wiesen Mode; nachdem aber auch die Bauern etwas mehr Aufklärung erlangt hatten, so fanden sie die Einsegnung ihrer Wöchnerinnen, und die Begleitung ihrer Todten sehr überflüssig: ein Segen, meynen sie, habe so wenig Wirkung, als ein Fluch, und der Pfaffe könne doch auch Niemand in den Himmel heben, welchen der Teufel in der Hölle herumturanzte, und hatten auch vollkommen Recht.

Pastor Gliedner konnte nun nur noch hoffen, daß ihn seine Bauern zu ihren Freß- und Saufgelagen einladen würden: aber dieß thaten die Leute auch nicht, und zwar deswegen nicht, weil sie keinen Scheer

renschleifer in ihrer Gesellschaft haben wollten, und weil der Pastor gröber und ungeschliffner sey, als der ärgste Scheerenschleifer.

Der Pastor, der doch auch seine Speisekellecker im Dorfe hatte, welche er zu Spionen brauchte, erfuhr bald, warum die Bauern ihn nicht ferner mehr bey ihren Gastereyen leiden wollten: er ergrimmte sehr darob, und lief zu einem Advokaten, der auf der Universität, bey einem fidelem Pabstmachen, sein Duxbruder geworden war, und klagte diesem seine Noth.

Satterment, Bruder, sagte Herr Ragentopf, der Advokat, du mußt die Spißbuben verklagen.

Pastor. Daran dacht ich auch schon:
aber Schwerenoth, das Ding kostet Geld,
und ich habe keins.

Rakentopf. Hast doch eine gute
Besoldung; wie kann dir's am Gelde man-
geln?

Pastor. Ja, 'beym höllischen Teufel,
wenn das Saufen und das Knöcheln
nichts kostete.

Rakentopf. Kannst die Menschen
auch unter die Rubrick der Ausgaben set-
zen, Herr Bruder.

Pastor. Ja wohl; ja wohl, lieber
Kerl. Aber du merkst doch, daß ich keins
Geld habe.

Rakenkopf. Laß dich nicht anfechten, Bruder; den Prozeß mit den Rackern fange nur immer an; die Prozeßkosten müssen am Ende die Esel doch bezahlen, und für den Advokaten darfst du nichts auslegen, ich will dir einstweilen ohne Vor-schuß dienen.

Der Pastor Gledner nahm das Anerbieten seines Freundes an, und der Prozeß gieng vor sich. Ohne allen Zweifel würde ihn auch der Pastor nach seiner ganzen Ausdehnung gewonnen haben, wenn nicht einer von den Räthen im Consistorium sein Feind gewesen wäre: denn in jenem Lande, worin Herr Gledner lebte, war es so hergebracht, daß allemal der Bauer verlieren mußte, wenn er einen Prozeß mit einem geistlichen oder weltlichen Vorgesetzten führte, und so soll es, leider! in andern Ländern auch seyn.

Aber der gute Pfaffe hatte einen alten bösen Feind im Consistorium, welcher schlechterdings der Meynung war, daß Mosjeh Gliedner abgewiesen werden müsse; ein junger Consistorialassessor unterstützte die Motion des alten Rathes, und berief sich auf die Aufklärung des Jahrhunderts, mit welcher ein magisches Segensprechen, und ein lächerliches Begleiten zum Grabe gar nicht bestehen könne.

Die übrigen Consistorialherrs aber, welchen das Wohl Zions und das Heil Jerusalems, das heißt, das Ansehen der Pfafferey am Herzen lag, waren anderer Meynung, und daher entstanden dieser Lapperey wegen die heftigsten Debatten im Consistorium. Endlich nach vielem Hin- und Herdisputiren wurde die Sentenz auf folgende Art gefällt: „daß Ehrn Pastor Glieds

ner mit seinem Begehren, in Betreff der
 Einsegnung der Kindbetterinnen und der
 Begleitung der Leichen nach dem Gottes-
 acker, wie auch des dafür à 4 und 6 Gr.
 geforderten Lohngeldes allerdings abzuwei-
 sen: daß aber der Pastor in Rücksicht der
 Bauernschmaußereyen allerdings Recht habe,
 und die Bauern gehalten seyn sollten, ihn,
 den Herrn Pastor, zu jedem Kindtauf: Hochs-
 zeit, und Leichenschmauß einzuladen, und
 im Fall sie dieß nicht wollten, dem Pastor
 ein Biergeld von sechs Groschen zu entrich-
 ten. W. R. W."

Diese Sentenz gefiel weder dem Pastor
 noch den Bauern; beyde beschwerten sich
 dagegen, allein das hochwürdige Consistor-
 rium verstand seine Rechte, und hielt streng
 auf der einmal gefällten Sentenz; der Pas-
 tor und die Bauern wurden abgewiesen,

letzte aber mußten alle Prozeßkosten allein bezahlen.

Der Pastor gerieth vor Wuth außer sich, daß die Bauern, diese pecora campi, wie er sie im heiligen Eifer schalt, doch gewissermaßen gesiegt hatten, und schwur hoch und theuer, die Kerle zu Ende zu machen, daß sie Blut schwitzen sollten. Er fing damit an, daß er sie abkanzelter, das heißt, sie so auf der Kanzel in seinen sogenannten heiligen Reden als Erzbösewichter beschrieb, und dazu folgende Verse aus Hübners biblischen Historien herbrüllte:

Saul, Saul, was verfolgst du mich, so
hör' ich Jesum sprechen;
Und Jesus war doch nicht auf Erden
mehr zu sehn:

So gehts, wenn man sich will an Jesu
Diener rächen

Dann kann auch weiter nichts, als Uns
heil nur geschehn.

Die Bauern verglich er stets mit dem
jüdischen Saulus, die verfolgten Christen
waren ein Vorbild von ihm, dem Herrn
Pastor, und die den Juden ehemals widers-
fahrne Strafen wurden den armen Bau-
ern mit denselben Worten zgedroht, womit
Jesus den Juden einst den Untergang ih-
res Staats gedroht hatte.

Weym Abfanzeln aber blieb nicht lan-
ge: die Frau eines armen Tagelöhners
starb; der Pastor erfuhr, daß der Mann
den Trägern, welche auf den Dörfern ohn-
entgeltlich tragen, Käse und Butter vorges-
etzt hatte, und forderte daher sechs Gros

schen für den Leichenschmaus. Der arme Tagelöhner konnte sie nicht geben, und wurde auf den Antrag des feinen Seelsorgers ausgepfändet. Dieser Vorfall brachte die Gemeinde noch mehr in den Harnisch, und jeder schwur, den Pfaffen zu demüthigen.

Nicht lange hernach verheyrathete Philipp Horst, der reichste Bauer in Oberswiesen, seinen Sohn. Am Tage der Hochzeit gieng er zum Pastor, der eben beschäftigt war, Schnapps mit Pomeranzenschalen zu seinem eignen Gebrauche einzurichten.

„Herr Pastor,“ sagte Horst, „die hohe Obrigkeit hat uns befohlen, Sie zu unsern Hochzeitsgastmalen einzuladen, ich komme daher, Ihnen zu sagen, daß mein

Sohn heute Hochzeit hält, und daß Sie bey der Mahlzeit seyn können, wenn Sie wollen.

Pastor. Ich nehme auch sechs Groschen, wenn Ihr mich nicht bey der Mahlzeit haben wollt.

Horst. Geld geb ich nicht, Herr Pastor, Sie sind eingeladen; kommen Sie, so ist es gut, kommen Sie nicht, so ist noch besser. Adieu, Herr Pastor.

Der Pastor, um sein Recht nicht zu vergeben, begab sich Nachmittags um 1 Uhr ins Hochzeitshaus: die Küche rauchte nicht, und an der Seite kochte nur ein großer Kessel voll Kartoffeln. Dem Pastor schien dieß schon kein gutes Omen. Als er in die Stube trat, setzte ihm der Hochzeitvater

einen Stuhl an einen besondern kleinen Tisch, die übrigen Gäste rangirten sich an einer großen Tafel, und nun wurde eine saure Milchsuppe, und dann Kartoffeln mit der Montur aufgetragen. Der Trank war Rosent, welcher in großen Krügen aufgestellt wurde. Der Pastor saß da, wie aus den Wolken gefallen, und wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich ermahnte ihn der Hochzeitvater, zu essen und zu trinken,

„Mein Gott, Ihr Leute,“ antwortete der Pastor, vor Aerger außer sich, „Ihr werdet mir doch nicht zumuthen, solche Speisen zu essen! Ich kann so was nicht verdauen.“

H o r s t. Wir essen aber heute so was, und können so was auch gut verdauen.

Pastor. Ja, Ihr wohl, Ihr habt auch Bauernmagen, die verdauen alles. Aber ein Mann wie ich —

Forst. Wenn Ihnen der Fraß nicht ansteht, müssen Sie sich auch nicht zu Bauernmahlzeiten eindringen.

Pastor. Aha, pfeifts daher! Ich werde zu der Hacke schon einen Stiel finden.
(steht auf und geht erbozt fort)

Forst. (ihm nachrufend) Herr Pastor, soll ich Ihnen Ihre Portion nach Hause schicken?

Pastor. Wartet nur, das Ding soll Euch theuer zu stehen kommen.

Die Hochzeitsgäste lachten dem Pastor nach, blieben noch einige Stunden beysammen, und trennten sich dann, um den folgenden Sonntag den fröhlichen Schmaus in der Schenke zu halten.

Der Pastor klagte abermals bey dem Consistorium, allein der ihm gehäßige Rath machte den Herren begreiflich, daß sie ihr ganzes Collegium beschimpfen würden, wenn sie den Pastor nicht abwiesen.

„Es ist eine Schande“, sagte er, „daß sich ein Mann, der sich zu Hause satt essen und trinken, oder wie der Pastor zu Oberwiesen, satt fressen und saufen kann, bey den Bauernfressereyen einzuwinsgen will. Pfuy! Und wir sollen dem Kerl noch unsere Arme leihen, seine Niedrigkeit auszuführen? Er muß abgewiesen

werden, und wenn das nicht geschieht, so melde ich die ganze Historie dem Fürsten.

Der Pfaffe wurde wirklich mit seiner Klage ab, und dahin angewiesen, mit dem verliert zu nehmen, was ihm würde vorgesetzt werden, im Falle er darauf bestehen sollte, fernerhin der Bauern Gast zu seyn.

Das war ein Fest für die Bauern zu Oberwiesen, welche über die Freude, ihren Pfaffen besiegt zu haben, alle Unkosten vergaßen, welche sie dieses Prozeßes wegen hatten bezahlen müssen.

Nicht lange hernach ließ Meister Ekel, der Schneider, sein Kind taufen: Mosjeh Gledner, der Pastor, wurde zum Kindstaufschmaus eingeladen, aber da er merkte, daß ihm wieder Kartoffeln, Fusels

schnapps und Rosent vorgesetzt werden sollte, kam er nicht. So giengs noch einige Mal; und da die Bauern sahen, daß der Pastor auf keine Einladung mehr erschien, so luden sie ihn nicht mehr, und der Pfaffe ist und bleibt geprellt.

Sollte ein gewisser Herr Pastor in der Gegend von Philisterstadt diese Anekdote lesen, so mag er sich die Regel daraus ziehen, daß nichts abgeschmackteres gefunden werden könne, als wenn sich Jemand durch obrigkeitliche Autorität zu Freß- und Saufgelagen drängen will. Sapiienti sat.

II.

F ü r s t e n w i k .

Ein gewisser Fürst, ein deutscher oder ein spanischer, ist gleichviel, dessen Namen ich aus gewissen Ursachen nicht nennen mag *), war, wie viele seines Gleichen, ein abgesagter Feind der französischen Revolution,

*) Meine Leser stellen sich ja nicht vor, daß diese Anekdote erdichtet sey: sie hat sich wirklich im Jahr 1796 im Monat Jenner zugetragen.

und eben daher haßte er auch selbst die ganze französische Nation, nur die Emigranten nicht, welche er mit den Spitzbuben in Frankreich gar nicht von einer Race halten wollte. Es sind Canaillen, die Franzosen, sagte er; die braven Männer des Volks waren alle von Adel; die sind aber ausgewandert, oder die Hallunken haben ihnen den Kopf abgehauen; nun ist in Frankreich nichts als Lumpengesindel *), und die eine Hälfte des Packs gehört an den Galgen, die andere aber auf den Bau: ihre Weibsmenschen aber sollte man alle ins Zuchthaus setzen.

*) Der Fürst dachte, wie ein gewisser Herr Professor der Philosophie, sonst ein profunder Politiker, welcher sich öffentlich äußerte, die ganze franz. Nation bestände aus lauter Schurken und Spitzbuben, alle, nicht einen ausgenommen, hätten den Galgen verdient. Eine Nation, die aus lauter Spitzbuben besteht und doch — fortfährt zu bestehen!!!

Die Herren, welche Seine Durchlaucht umgaben, dachten wie Seine Durchlaucht, und besonders war der Herr Beichtvater ganz gewaltig gegen alles eingenommen, was französisch war. Abscheulich schamlos müssen die Kerle noch neben ihrer schrecklichen Bosheit seyn, sagte er einst über der Tafel; sich so zu zeigen, wie einen Gott erschaffen hat, ist doch bey meiner Treue abscheulich.

Fürst. Wie denn so, Beichtvater? So was hab ich doch von den Kerlen noch nicht gehört.

Beichtvater. Ihre Durchlaucht wissen doch, daß die Bursche keine Hosen tragen.

Fürst. Keine Hosen? Sie spaßen wohl.

Beichtvater. Ich spaße nicht, gnädigster Herr: wissen Sie denn nicht, daß die Kerle Sansculotten, das ist Ohne Hosen, heißen? Ich habe von einer Nonne, welche ausgewandert ist, gehört, daß die Ohnehosen kurze Westen tragen, die ihnen kaum den Bauch bedecken —

Eine Dame. Sie werden wohl gesehen, wie die Bergschotten im vierziger Krieg; die hatten auch keine Hosen, aber wohl Schurze rund um sich herum, daß man ihnen nichts absehen konnte.

Beichtvater. Ach nein, meine Gnädige, die Ohnehosen sind ganz bloß; man sieht alles —

Fürst. Stille, Beichtvater, Sie
möchten sonst zu tief in den Text kommen.

Die Damen hätten es gerne gesehen,
daß der Beichtvater den Sansculotismus,
den er gründlich zu verstehen schien, näher
erklärt und genauer entwickelt hätte, aber
sie durften doch nicht darauf dringen, und
jede nahm sich vor, den Beichtvater über
diesen wichtigen Punkt insbesondere zu be-
fragen, und der Beichtvater soll ihnen
auch die ganze Ohnehosenschaft handgreiflich
erläutert haben.

Indessen ward es Friede mit den
Franzosen, und mehrere sogenannte Sans-
culotten fanden sich theils als Begleiter ih-
rer Gesandten, theils als zurückkehrende
Kriegsgefangene in den Gegenden des Länd-
chens ein, worin dieser Fürst den Suverän

spielte. Der Fürst, der hiervon Nachricht erhielt, verbot aufs allerstrengste, keinen Franzosen, nämlich keinen republikanischen, im ganzen Umfange seiner Staaten über Nacht zu behalten, sondern jeden ohne weiters abzuweisen; gern hätte er befahlen, alle Sansculotten sofort durch Häscher über die Gränze zu bringen: allein die größern Staaten hatten Friede mit den Sansculotten, und so durfte dann der Duodezmos nach keinen davon beleidigen. Der Hochfürstliche Befehl wurde angeschlagen, und besonders den Gastwirthen ganz speciel bekannt gemacht.

Acht Tage nach diesem Edict kamen zwey französische Offiziers, welche in der Gefangenschaft gesessen hatten, in die Residenz des Fürsten, undkehrten im besten Gasthose ein.

„Wer sind Sie, meine Herren?“
fragte der Wirth.

Offizier. Französische Offiziere.

Wirth. Von den Emigranten?

Offizier. Warum nicht gar von der
Armee des höllischen Satans. Wir sind
französische Offiziere, und keine schurtischen
Emigranten.

Wirth. Also Sansculotten?

Offizier. Nun ja doch, Sanscu-
lotten! Aber warum fragen Sie denn?

Wirth. Ich darf Sie nicht beher-
bergen.

Offizier. Und warum nicht?

Wirth. Unser gnädigster Fürst hats verboten. Aber, wenn Sie ja bleiben wollen, so gehn Sie nur hier in dieses Zimmer, da sitzt der Herr Hofrath Cramer, wenn der's Ihnen erlaubt, so mag's drum seyn.

Die Franzosen sprachen mit dem Hofrath, und nahmen diesen ganz für sich ein, aber er durfte ihnen doch nicht erlauben zu bleiben, oder vielmehr den Wirth berechtigen, sie zu behalten. Er entschloß sich also, mit ihnen zum Fürsten selbst zu gehn, und zweifelte nicht, daß dieser Männern von so gutem Ansehen und so feiner Lebensart zu Gefallen, sein komisches Gesicht zurücknehmen würde. Die Franzosen waren selbst begierig, den Fürsten zu sehen,

von dessen Pöffen sie schon gehört haben
mogten, und giengen gerne mit dem Hof-
rath.

„Bon soir,, Hofrath, bon soir, mei-
ne Herren,“ rief ihnen der Fürst bey ih-
rem Eintritt ins Zimmer entgegen: „was
bringen Sie mir?“

Hofrath. Diese Herren hier bitten
Ihre Durchlaucht um die Erlaubniß, diese
Nacht und vielleicht noch einige Tage in
der Stadt bleiben zu dürfen.

Fürst. Was das eine schnurridge Bitt-
te ist! Hab ich's denn je verboten, daß
Fremde, und besonders solche honette Herr-
ren, in der Stadt bleiben können? Ha,
ha, ha! (wiehert wie ein Pferd)

Hofrath. Die Herren sind Franzosen.

Fürst. Dann sind sie Emigranten, und die dürfen ja bey uns treiben, was sie wollen: cartel est notre plaisir.

Offizier. Um Vergebung, Monseigneur, wir sind Nationalfranzosen, und nicht emigrantische Verräther.

Fürst. Ich bitte Sie doch um alles, meine Herren, Sie haben ja Hosen an, und dazu (besieht ihre Hosen genau) recht modisch gemachte Hosen. (Die Offiziere machen große Augen) Die Nationalfranzosen aber sind Sansculotten.

Offizier. Und wir sind auch Sansculotten.

Fürst. Späßen Sie doch nicht, die Sausculotten, daß heißt, die Nationalfranzosen, haben ganz und gar keine Hosen an, gehn zum Spektakel einher, und haben alles sichtbarlich da herumbummeln, daß es Sünde und Schande ist.

Die Offiziere konnten sich bey der schnurrigen Aeußerung des besternten Dummkopfs des Lachens nicht enthalten; als sie aber sahen, daß er in vollem Ernst redete, belehrten sie ihn eines bessern, und zeigten ihm, daß die Franzosen niemals ohne Weinskleider herumgelaufen wären. Der Fürst schämte sich endlich, und fluchte fürchterlich über den Beichtvater, der ihn zu einem so lächerlichen Irrthum, und dadurch zu einem närrischen Befehl verführet hatte. „Wenn der Kerl kein Pfaffe wäre“, sagte er endlich, „und man vor seiner heiligen

Axel keinen Respekt haben mußte, so wollte ich ihn sans culottes mit bloßem Patriemonium am hellen Tage in der ganzen Stadt herumführen lassen.

Die Franzosen entfernten sich, und werden gewiß nicht vergessen, den Will und die Einsichten eines ausländischen Fürsten in ihrem Vaterlande rühmlichst bekannt zu machen.

III.

**Oekonomische Kenntnisse einer
kurfürstlichen Hofkammer.**

Vor ohngefähr 30 Jahren wurde in der Pfalz am Rhein in allen Gegenden so viel Rübensaat, oder wie dieser Oehlisaamen dort heißt, so viel Rübenkohl gepflanzt, daß das Getraide durch diesen Oehlspflanzenbau anfieng theurer zu werden. Ein pfälzischer

ökonomischer Ranngießer, Namens Ziegler, stellte der kurfürstlichen Hofkammer zu Mannheim den großen Schaden vor, welcher aus diesem übertriebenen Anbau der Oehlspflanze entstehen müßte, und die Hofkammer ließ die Sache untersuchen; da fand sich's denn freylich, daß zu viel Rübensaat, im Verhältniß mit dem Getraide, im ganzen Lande gesäet wurde, und die Hofkammer beschloß der Hungersnoth zuvorzukommen, welche daher entstehen könnte, so nach ihrer Meynung: denn an eine Hungersnoth war nicht zu denken, und auch an keinen Mangel. Es ist wahr, das Getraide ward theurer, aber dafür kam auch mehr Geld für den Rübensaatsamen ins Land. Das bedachte aber die hochpreißliche Hofkammer zu Mannheim nicht, und befahl, daß in Zukunft der Bau des Rübensaats weniger betrieben werden sollte.

In dem aller Orten durch das ganze Land publicirten Befehl hieß es unter andern: daß in Zukunft es so sollte gehalten werden, daß ein Besitzer von 10 Morgen Acker nur ein halbes, der von 20 Morgen ein ganzes Malter Rübesaat aussäen könnte u s w. Der Besitzer von hundert Morgen z. B. konnte fünf Malter Saamen aussäen. Nun ist aber ein Malter rheinisch fast so viel als $2\frac{1}{4}$ Scheffel Berliner Maas. Die ökonomischen Herren auf der Mannheimer Hofkammer müssen geglaubt haben, daß man so viel Rübesaat auf einen Acker säe, als man Hafer säet.

Der Oberschulz Brug von Niedersaulheim ließ das Kammeredikt mit seinen Anmerkungen in die Frankfurter Zess

tung drucken, die Herren zu Manns
heim schämten sich, und ließen den Lands
leuten so viel Rübesaat aussäen, als sie
selbst woliten.

IV.

Geistliche Wette.

Der Domvikar Straub zu N. war der größte Säuffer am ganzen Rheinstrom, wo es doch zu allen Zeiten honorige Säuffer gegeben hat, und aller Wahrscheinlichkeit nach giebt: denn wo ist wohl ein Getränkereiches Land, dem es an großen Trinkern fehlen sollte?

Der verstorbene Kurfürst von N. war ebenfalls ein bewährter Zecher, dem es so leicht keiner gleich that im Punkte des Biellsaufens. Ich sage dieß keineswegs, um dem Andenken dieses sonst in jeder Hinsicht schätzbaren Fürsten einen Fleck anzuhängen: ich weiß, daß er von allen seinen Unterthanen geliebt, und von Jedermann geschätzt wurde, der ihn näher kannte; nach seinem Tode sorgte sein Nachfolger durch sein eigenes Beyspiel, daß jener nur desto mehr gelobt und bedauert wurde. Ich will also dem Andenken des guten Kurfürsten nicht schaden, sondern thue seines Bieltrinkens deswegen nur Meldung, weil es nothwendig zu der Schnurre gehört, welche ich jetzt erzählen will.

Eines Tages früh ließ der Kurfürst den Domvikar Straub zu sich rufen, dies

ser wußte nicht, warum sein gnädigster Herr mit ihm sprechen wollte; es ward ihm bange, aber er mußte erscheinen.

Herr Vikarius, sagte der Kurfürst zu ihm, ich habe von sichern Leuten gehört, daß Sie ein eingemachter Meister im Sausen sind!

Vikarius. (zitternd) Gnädigster Herr — Ihre Kurfürstlichen Gnaden *) vergehen — man hat — ohne Zweifel — Ihre Kurfürstlichen Gnaden — mit der Unwahrheit —

*) Geistliche Fürsten, welche keine Prinzen sind, führen den Titel: Ihre Kur- oder Fürstliche Gnaden.

Kurfürst. Das sollte mir sehr leid seyn, wenn man mir die Unwahrheit gesagt hätte; aber ich sehe, Sie zittern. Fürchten Sie nichts, lieber Vitarius; ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, und wenn Sie so ein Saufaus sind, wie man Sie beschrieben hat, so sind Sie mein Mann. Kennen Sie den Grafen von W. *).

Vitarius. Warum sollte ich diesen Herrn nicht kennen? Er ist ja der größte Säufer unter allen hiesigen Adlichen.

Kurfürst. Hören Sie nur: ich habe mich oft mit dem Grafen gemessen. Wir sind gute Freunde, und da pokuliren

*) Dieser Graf war holländischer Gesandter am Maynzer Hofe.

wir denn manchmal amice zusammen, aber der Graf thut mir's immer zuvor, und wenn ich hätte aushalten wollen, ich hätte wahrlich unter den Tisch gemüßt, so gut war ich nicht. Gestern rühmte er sich gar, jeden, er sey, wer er wolle, zu Boden zu saufen.

Vikarius. (wirft sich in die Brust)
Das sollte er wohl bleiben lassen, der Herr Graf.

Kurfürst. Hören Sie nur: Sie waren mir schon längst als ein derber Zechbruder bekannt, und da fiel es mir ein, mit dem Grafen zu wetten, daß ich ihm Jemand stellen wollte, der ihn zu Boden legte. Wir haben um zwanzig Carolin gewettet.

Vikarius. (froh und zuversichtlich)
Ihre Kurfürstlichen Gnaden haben Ihre
Wette gewonnen.

Kurfürst. Meynen Sie?

Vikarius. Zuverlässig, gnädigster
Herr. Der Graf ist zwar ein Hengstlerl
im Saufen, das muß wahr seyn. Er
macht der ganzen Saufzunft Ehre, und
Schade nur, daß er ein Protestant ist,
sonst könnte er noch einmal Domherr wer-
den, und wer weiß —

Kurfürst. (lacht) Nicht wahr, und
mit der Zeit auch Kurfürst; alsdann, mey-
nen Sie, hätte ich einen würdigen Nach-
folger?

Wikarius. Gott gebe Ihnen ein langes Leben, gnädigster Herr — Aber wie gesagt, der Graf von W. ist ein tüchtiger Saufbruder, doch fürchte ich mich nicht vor ihm, und will ihn schon so zuschlagen, daß es ihm vergehen soll, jeden so promiscue et generaliter zu provociren.

Kurfürst. Gut. Morgen Nachmittags Punkt zwey Uhr erwarte ich Sie hier in diesem Zimmer: aber Wikarius, daß Sie nicht nach Ihrer Gewohnheit Morgen früh schon anfangen zu poculiren.

Der Wikarius versprach dieses, aber der Kurfürst traute ihm doch nicht recht, und befürchtete, der Herr Geistliche mögte sich schon vor dem Anfang des Saufkampfs überladen, und hernach mit Schande be-

stehen. Er schickte daher einen Bedienten in die Wohnung desselben, und ließ der Jungfer Köchin anbefehlen, ihrem Herrn den folgenden Tag ja keinen Wein zu geben.

Früh um 9 Uhr kam der Vikarius aus dem Dom, wo er Messe gelesen hatte, und forderte ein Maaß Wein zum Frühstück. — Die Köchin entschuldigte sich, und gab vor, den Kellerschlüssel verlegt oder gar verlohren zu haben. Der Vikarius merkte, daß dieß nur so eine Finte war, welche wohl einen höhern Befehl zum Grunde haben mögte, und griff gleichgültig in die Tasche, warf einen Vierundzwanziger auf den Tisch. „Hier ist Geld, hole mir welchen im Cranich,“ sagte er zu dem Mädchen.

Röchin. Aber Ihre Hochwürden,
bedenken Sie doch nur!

Vikarius. Was soll ich bedenken?
Weil ich heute noch den Grafen von W.
unter den Tisch saufen soll, so soll ich bis
zwey Uhr dursten? Eine schöne Geschichte
wäre das, bey meiner priesterlichen Ehre!
Geh du nur, und hole Wein.

Das Mädchen gieng, und der Herr
Vikarius genoß sein Frühstück, wie gewöhn-
lich. Ueber Tisch brach er sich von seinem
Weindeputat auch keinen Tropfen ab, und
Punkt 2 Uhr war er in der Sanct—burg.

Bravo, daß Sie kommen, sagte der
Kurfürst, mein lieber Vikarius. Heut sol-
len Sie zeigen, quid virtus et quid sa-
pientia possit.

Graf. Sie sind also der Mann, Herr Vikarius, mit dem ich mich messen soll? Kennen Sie meine Talente?

Vikarius. Die sind ja weit und breit berühmt, und ich freue mich eigentlich, mit einem Meister mich messen zu können, der so erfahren ist in unsrer Kunst, wie Ihre Excellenz sind.

Graf. Aber Herr Vikarius: ich trinke nur Nierensteiner sechs und sechsziger.

Vikarius. Der ist himmlisch: Ihre Excellenz haben meinen Geschmack: aber es wird wohl Zeit, das Werk anzugreifen.

Graf. Der Herr Vikarius werden
noch zeitig genug unterm Tische liegen.

Vikarius. Das muß alles sich aus-
weisen, Herr Graf. Man hält nicht viel
von dem General, der vor der Schlacht
Victoria schießen und blasen läßt.

Indessen war ein Tisch mit großen Bus-
tellen besetzt worden. Der Graf und der
Vikarius setzten sich einander gegen über,
und der Kurfürst nebst mehreren andern
vornehmen Herren giengen herum, tranken,
setzten sich, und machten die Zuschauer bey
diesem Trinkkampfe.

Große Gläser von gleichem Gehalte
hatten unsre Becher, jeder zwey: denn so-
bald eins leer war, mußte ein dabey ste-
hender Bedienter es wieder füllen, damit

ja das edle Werk des Aufziedersaufens nicht einen Augenblick aufgehalten wurde.

Vier und zwanzig rheinische Maß Nierensteiner waren schon hinunter, ohne daß man von beyden Seiten einen merklichen Heroismus verspürt hätte: die Herren rāsonnirten zwar, wie Leute zu rāsonniren pflegen, welche in der Fülle ihrer Behaglichkeit, sich keinen Kummer machen, und alles um sich her zufrieden und froh erblicken. Der Graf hielt gleichsam den Vikarius Strauß für seines Gleichen; und der Vikarius dachte gar nicht dran, daß Seine Excellenz um eine Puffbohne besser sey, als er. Der Kurfürst und die anwesenden Herren freuten sich ob diesem Schauspiel herzlich, doch hätte der Kurfürst gerne gesehen, der Herr Graf hätte mehr Heroismus von sich blicken lassen.

Endlich sagte der Vikarius: Herr Graf, hole der Teufel die kleinen Gläser (es waren doch rheinische Schoppengläser) nie kann man einen gescheuten Zug aus so einem Fingerhute thun.

Graf. Mein Seele, Vikarius, Sie haben Recht; die Gläser sind wahre Kinderbecher.

Vikarius. Wollen dem Ding abhelfen. (zu einem Bedienten) He da, mache Er doch dort den Schwenkkessel rein. (der Bediente gehorcht)

Graf. Ha, ha, ha, Vikarius, wo denken Sie hin?

Vikarius. Ist das eine Frage? Sehen Sie, Herr Graf, in diesen silbers

nen Schwenkkessel *) gehn wenigstens zwey
Maasß, und so ein Schluck heist doch ein
Schluck, der sich gewaschen hat. Auf Ihr
hohes Wohlseyn, Herr Graf; Ihre Ex-
cellenz sollen leben! (Er setzt den Spühl-
kessel an, und leert ihn aus. Zum Bes-
dienten) Füll er ihn wieder an. (nach-
dem dieß geschehen ist) Nun Ihre Ex-
cellenz, ist's auch gefällig?

Graf. Warum nicht? Sie sollen les-
ben, Herr Bifarius! (Der Graf setzt an,
muß aber oft absetzen, und leert endlich den
Kessel mit vieler Mühe.)

D 2

*) Schwenkkump, Spühlkessel; um die Glä-
ser darin abzuspuhlen.

Wikarius. Was ist das, Ihre Excellenz? Es wird Ihnen ja ordentlich sauer! Doch Rom ist ja nicht auf einen Tag gebaut, und wenn Sie noch so ein Paar Schlücke werden gethan haben, wird alles schon besser gehen. (Zum Bedienten) Füll er den Kessel! — Nun Ihre Excellenz, die Frau Gräfin, Ihre Frau Gemahlin soll leben! (Er leert den Kessel aus, ohne abzusetzen) Nun, Ihre Excellenz, ist die Reihe wieder an Ihnen. (zum Bedienten) Eingeschenkt! Aber ich hab' keine Frau, auf deren Gesundheit Sie trinken könnten. —

Kurfürst. (einfallend) Je nun, Sie haben doch eine hübsche Köchin. Allons, Graf, trinken Sie auf des Wikarius Köchin Gesundheit!

Vikarius. Ja, mein Seele, Herr Graf, das thun Sie. Wie wird sich meine Mariandorl gaudiren, wenn sie hört, daß so ein großer Herr auf ihr Wohlseyn einen Spühlkessel voll Wein ausgezogen hat!

Graf. (stotternd) Ja, will wohl: Ihre Köchin oder Ihre Jungfer Haushälterin soll leben! (Er setzt an, muß aber oft inne halten, und läßt endlich den Kessel fallen.)

Vikarius. Oh Schwärenoth, der schöne Wein! Ey, ey, Herr Graf, ich verklage Sie, bey meiner Serle, Beym Bacchus! Das ist doch, hohls der Teufel, sündlich; solch schönen Wein auf die Erde zu gießen. (Der Graf verdreht die Augen.) Ist's Ihnen schlimm, Herr

Graf? Da (reicht ihm ein Glas Wein) trinken Sie, und es wird Ihnen besser: probatum est. (Der Graf trinkt, läßt aber auch das Glas fallen.) Immer besser. (Der Graf übergiebt sich, und fällt endlich auf den Boden.) Victoria, Ihre Kursürstlichen Gnaden! Veni, vidi, vici, sagte einst Cäsar, und so kann auch ich nun sagen. In zwey Stunden hab' ich den größten Säufer in ganz Maynz zu Boden gebracht.

Kurfürst. (zu den Bedienten) Bringt den Herrn Grafen in ein Nebenzimmer aufs Bette, und macht da hernach rein. Kommen Sie, meine Herren, und auch Sie, Vikarius; hier ist eben kein Ambradust.

Die ganze Gesellschaft verließ das Tummelzimmer, und begab sich ins Cabinet des Kurfürsten. Alle wünschten dem Kurfürsten zur gewonnenen Wette Glück, dieser erklärte, daß es ihm wenig um das gewonnene Geld zu thun sey, das sey ja gar nichts: aber die Ehre, den Grafen von W. besiegt zu haben, und zwar durch einen Geistlichen aus seiner Domkirche, gehe ihm über alles.

Sie, mein lieber Vikarius, sagte er zu diesem, haben Ihre Sache vortrefflich gemacht, und das Geld, welches der Graf verwettet hat, gehört Ihnen, aber ich will auch noch dankbar seyn, und Ihnen dess wegen so viel geben, als ich würde verlohren haben, wenn Sie untergelegen hätten. Hier, nehmen Sie.

Vikarius. Danke unterthänigst, gnädiger Herr. Aber dürfte ich mir noch eine Gnade ausbitten?

Kurfürst. Neden Sie! Heute schlage ich Ihnen nichts ab: Sie haben Ihre Sache zu gut gemacht.

Vikarius. Nun dann bitte ich Ihre Kurfürstlichen Gnaden, mir noch ein halb Duzend Butellen Champagner zufließen zu lassen. Ich weiß, in Ihrem Keller ist ganz vorzüglicher.

Kurfürst. Ja, die sollen Sie haben: ich will Ihnen den Wein in Ihr Logis bringen lassen.

Witarius. Verzeihen Sie allere
gnädigst, ich wollte gern hier auf Ihr
höchstes Wohlseyn das halbe Duzend noch
hinunter jagen!

Kurfürst. Hier wollen Sie noch
so viel Champagner trinken? Herr
Witarius, bedenken Sie, daß Sie mit
dem Grafen von W. pro patria gesoch-
ten haben!

Witarius. Das ist mir nur ei-
ne Kleinigkeit: Sie sollen sehen, gnä-
digster Herr, ob mich der Wein zu Boden
werfen kann, wie den Grafen.

Der Kurfürst ließ sechs Butellen
Champagner holen, der Witarius ers-
barmte sich drüber, leerte sie binnen

einer Stunde auf das Wohl des Kurfürsten aus , dankte für die hohe Gnade , empfahl seine Dienste bey ähnlichen Vorfällen , und begab sich , ohne zu taumeln , zu seiner Mariansdorf.

Derjenige , welcher dem Verfasser obige Anekdote mitgetheilt hat , war der verstorbene Baron Köth von N. , ein glaubwürdiger Mann , und Augenzeuge des Vorfalls.

Zum Beweis , daß auch der vorige Kurfürst ein gewaltiger Sechbruder gewesen sey , dient folgendes Geschichtchen. Er hatte einst auf einem herrschaftlichen Hof herb gerrunken , setzte sich hernach zu Pferde , und wollte nach N. reiten , fiel aber herab. Ahc. , sagte er lachend , ich habe

schief geladen. Mit diesen Worten stieg er wieder auf, ritt ans Fenster, und forderte einen Schoppen Wein, und leerte so nach und nach neunzehn Schoppen, oder $4\frac{3}{4}$ rheinische Maas. Nun bin ich im Gleichgewicht, sagte er, gab dem Pferde die Sporn, und ritt wohlbehalten nach N.

V.

Auch ein Sansculotte kann edel
handeln.

Sansculotterie und Edelsinn scheinen ein-
ander so sehr entgegen gesetzt zu seyn, als
Wohlthätigkeit und schmutziger Geiz. Wer
die Sansculotten hat näher kennen lernen,
der hat eine Race von Menschen gekannt,

welche sich aus allen Kräften zu bemühen schienen, die Barbaren der Sitten wieder einzuführen, und alle Cultur zu verdrängen. Das Grundgesetz ihres Handelns war republikanischer Patriotismus; „Es lebe die Republik“ war beständig in dem Munde des Sansculotten, und sein ganzes Bestreben gieng bloß dahin, sich als einen Republikaner zu zeigen. Weil aber mit dem äußerst rohen Republikanismus des Sansculotten eine große Menge Laster und Ausschweifungen compatibel waren, so konnte es nicht fehlen, daß von diesen Helden nicht Dinge begangen wurden, welche nach der gemeinen Sprache Impertinenz und Schurkereyen heißen, in der Sprache der Sansculotten aber republikanische Aufführung bedeuten.

In Frankreich selbst war die Sansculotterie in großem Ansehen, so lange das terroristische System existirte: ich habe selbst welche gesehen, welche die Worte: „vive la sansculotterie“ auf ihre Mützen nähen und sticken ließen, und über allen Hausthüren fand man gewisse republikanische Insignien, worunter manche sehr sansculottisch herauskamen. Hier und da fand man einen Sansculotten auf dem Schild eines Gasthofs, oder Kneipe, mit der Inschrift: bon vin au Sansculotte. Aber obgleich die Sansculotterie unter Robespierres und seiner Freunde Herrschaft in ganz Frankreich sehr celebrirt wurde, so sahe man doch leicht, daß die Franzosen an dem schmutzigen und ausschweifenden Leben der Ohnehosen keinen Gefallen hatten, und sich bessere Sitten zurückwünschten. Schon im Jahr

1795 war alle Achtung für die Sansculotterie verloren, und es war das mals schon eine Art von Beleidigung, Jemanden einen Ohnehosen zu nennen.

Unter allen Sansculotten waren keine abscheulicher und ausschweifender, als die Horden, welche hatten helfen Lyon belagern und erobern. Der ganze Haufe führte den Namen die Revolutionsarmee, und gab sich selbst Namen, wie es gut zu seyn schien. Die ganze Armee war in Bataillons getheilt, welche sich nach den Departementern nannten, obgleich oft kein Mann aus dem Departement beym Bataillon war. Die ganze Revolutionsarmee war ein komisches Compositum. Da waren Franzosen, Deutsche, Italiener, Spanier, Niederländer

der, und wer weiß, wer noch mehr: da waren Gelehrte, Adelige, gewesene Pfaffen, Deserteurs, Kriegsgefangene, Hallunken, Spitzbuben, verlaufene Domestiken: der eine hatte eine Nationaluniform, der andere gieng roth, weiß, schwarz, wie er gehen konnte: der hatte einen langen Rock, jener eine Capotte, und der weiter nichts als einen Mantel: einer hatte einen Hut, ein anderer eine Mütze, und der dritte ein Kaskett auf; nichts konnte komischer aussehen, als der Anblick eines solchen republikanischen Bataillons:

Nachdem die Stadt Lyon endlich den Republikanern in die Hände gefallen war, glaubten die Sansculotten gegen die Einwohner gar keine Pflichten zu ha-

ben, und hielten die ärgsten Excesse gegen die bedrängten Leute für einen Beweis ihres Patriotismus. Schwerlich sind an einem Orte mehr Vergehungen und Bedrückungen vorgefallen, als eben in Lyon. Schaarenweise trieben die Sansculotten die Leute zusammen, und führten sie in die Gefängnisse, und die Gefängnisse wurden bloß geöffnet, um die meistens unschuldigen Schlachtopfer auf die Guillotine oder zu einer Fuseliade zu schicken. Ich bin im Winter 1794 Augenzeuge von Gräueln gewesen, wovon das bloße Andenken mir die Haut schaudern macht: man muß solche Dinge selbst gesehen haben, sonst hat man davon gar keinen Begriff. Indessen fiel in Lyon damals eine Geschichte vor, die einem Ohnehosen Ehre machte, und die ich der Vergessenheit gern entziehen möchte.

Ein Schneider, Namens Gedot, kam früh in eine Schenke ohnweit des Rhoneflusses, und trank eine Butelle rothen Wein. Die Stube war voller Sansculotten, meistens von La Correze, dem infamsten Bataillon der ganzen Revolutionsarmee. Der Schneider, nachdem er seinen Wein ausgetrunken hatte, holte einen Beutel heraus, worin auf der einen Seite Assignaten, und auf der andern drey französische Laubthaler stacken. Er bezahlte mit Assignaten.

„He da, Citoyen, tu hast noch haar Geld. Wie viel hast du?“

Schneider. Noch drey Sechsls Verthaler.

Sansculotte. Gib das Geld her, ich geb dir achtzehn Liver in Assignaten dafür.

Schneider. Wer will mich dazu zwingen?

Sansculotte. Ich Schlingel, ich will dein Geld haben, und die Assignaten dafür geben.

Schneider. (geseht) Ich will mein Geld behalten.

Sansculotte. Wißt du das Geld hergeben?

Schneider. Nein.

Sansculotte. Verfluchter Aristokrat, man wird dich lehren der Nation ihre Assignaten verachten.

Schneider. Das lügst du, daß ich die Assignaten verachte.

Sansculotte. So gieb das Geld her, und nimm Assignaten dafür.

Schneider. Ich werde es bleiben lassen: ich behalte mein Geld.

Sansculotte. Ihr habts alle gehört, Kameraden, daß der Hund da ein Aristokrat ist: Allons, laßt ihn uns vor's Tribunal schleppen.

Der Schneider wurde, alles Protestirens ohngeachtet, nach dem Revolutions

tribunal geschleppt, und der öffentliche Ankläger nahm ein Protokoll auf, welches die Sansculotten dictirten, und welches den Schneider nothwendig hätte auf die Guillotine bringen müssen: denn bey den Revolutionsprocessen gieng es gar sehr anomalisch zu.

Ein Sansculotte von La Gironde war gleichfalls gegenwärtig gewesen, als der Spaß mit dem Schneider in der Schenke vorfiel; er hatte mit Abscheu die Ungerechtigkeit bemerkt, womit der arme Schneider war behandelt worden, und beschloß, ihn zu vertheidigen. Er forderte den Wirth und einige andre Anwesende auf, ihm bey der Vertheidigung des Unschuldigen beyzustehen, aber ob gleich jeder gern gestand, daß der Schneider unschuldig sey, so wollte doch keiner zu sezt

ner Vertheidigung etwas beytragen: denn sie fürchteten sich alle, in ein Wespennest zu stecken, und ermahnten den Bürger Manet: so hieß der Sansculotte, den Schneider seinem Schicksale zu überlassen.

Der ehrliche Manet ließ sich aber nicht irre machen: er lief aufs Tribunal, aber dieß war schon geschlossen. Den folgenden Tag frühe begab er sich wieder dahin, trat vor die Schranken, und vertheidigte den Schneider in einer sehr naiven Rede. Die Citoyens, welche dieses Tribunal ausmachten, wunderten sich gar sehr, daß ein Sansculotte als Vertheidiger eines Lyoners austrat, da sonst die Sansculotten bloß die Ankläger der Bürger zu machen pflegten. Kaum hatte er geredet, so erschienen sieben bis acht Sansculotten von La Correze, und beschuldigten den Mas

net einer Lüge, und des Aristocratismus. Manet wurde ins Gefängniß gebracht, aber nun nahm sich sein Obrist seiner an, und zwang durch Drohungen das Tribunal, die Sache in der Ordnung zu untersuchen, und da wurden dann natürlicher Weise mehrere Zeugen vernommen. Nun ergab sichs denn, daß Manet und der Schneider unschuldig waren: beyde kamen los, aber obgleich Manet und sein Obrist darauf drangen, daß die falschen Angeber von La Correze mögten zur Strafe gezogen werden, so konnten sie es doch nicht dahin bringen: die Buben erhielten bloß einen mäßigen Verweis. Der brave Manet wurde von seinen Kameraden Aristokrat geschimpft, und bey jeder Gelegenheit geneckt. Er verließ daher im Frühling 1794 die Revolutionsarmee, und begab sich nach der Italienischen Armee.

Es muß wirklich weit gekommen seyn, wenn man die Unschuld nicht vertheidigen darf, ohne sich des Aristokratismus verdächtig zu machen: gewiß würde mancher in Frankreich noch leben, wenn das häßliche Verdächtigmachen nicht gewesen wäre, und ein Verdacht in jener traurigen Zeit war beynahe so schlimm, als ehemals ein päpstliches Anathema.

VI.

Schöner Tod

Im Februar 1794 wurden zu Lyon zwey junge Eheleute hingerichtet, welche das allgemeine Mitleid aller derer mit ins Grab nahmen, welchen sie bekannt waren. Der Mann war 22 und die Frau 17 Jahre alt: sie waren beyde von Adel, ihre Aelsern starben ihnen bey dem Anfang der Revos.

lution und ihr gemeinschaftlicher Vormund, ein eifriger Patriot, machte Patrioten aus ihnen: sie wanderten folglich nicht aus, und heiratheten einander. Nur mit sich selbst beschäftigt, kümmerten sie sich wenig um die politischen Begebenheiten, und als Lyon sich endlich gegen den Convent erklärte, nahm der Bürger Charivaux nicht den geringsten Antheil an dem Spektakel, und verließ die Stadt Lyon. Er begab sich mit seiner Gattin nach Dole, einem Städtchen im ehemaligen Bourgogne, um hier das Ende der Lyoner Händel abzuwarten. Nachdem aber Lyon in die Hände der Republikaner gefallen war, so kehrte Charivaux wieder dahin zurück, und befürchtete nichts weniger, als des Incivismus angeklagt zu werden.

Indessen trat Jemand von den Lyonnern selbst gegen die junge Frau des B. Charivaux auf, und beschuldigte sie, ihren Bruder, einen ausgewanderten Offizier, mit Gelde unterstützt zu haben. Die schöne Frau wurde eingezogen, und inquirirt: sie verwirrte sich in ihren Antworten, und so war sie bald dieses Verbrechens, auf welches nach den französischen Revolutionsgesetzen der Tod steht, völlig übersührt. Der Ehemann war auch eingezogen worden, aber dieser war weder beschuldigt, noch verdächtig gemacht worden, auch leugnete die junge Frau, daß ihr Gatte um das Geringste wisse; so sollte er dann frey gesprochen werden. Als er aber sahe, daß seine liebe Gattin verlohren war, so erklärte er auch sich als Theilnehmer an dem Verbrechen, und bewies seine Aussage:

Da wurde dann auch ihm das Todesurtheil gesprochen.

Als beyde Gatten auf die Guillotine kamen, umarmten sie sich aufs zärtlichste, dann aber sagte die junge Frau: Laß uns diesen Augenblick beschleunigen, mein Lieber, um bald wieder vereinigt zu werden *). Dann riß sich die Schöne aus den Armen ihres Getreuen, und überlieferte sich dem Guillotineur. Ihr Kopf fiel, und ihr Gatte küßte die bläßen Wangen mit Feuer, ehe er sich selbst aufs Brett binden ließ. Alle Zuschauer waren tief gerührt, und nicht einer schrie: „es lebe die Republik!“ als der Henker die Köpfe dieses jungen Paares hinhielt; selbst die

*) Stâtone ce moment, 'mon ami, c'est pour nous retrouver bientôt.

rohen Sansculotten schienen erschüttert zu
seyn. Die Körper der beyden Unglückli-
chen ruhen in einem Grabe ohnweit Lyon
am Rhonefluß. Vielleicht setzt ihnen einst
eine empfindsame Seele ein Monument.

VII.

Der Ehecontract.

Neulich war ich durch eine starke Fußreise ermüdet, und freute mich endlich, eine Schenke ansichtig zu werden, wo ich einsitzen konnte. Ich ließ mir einen Krug Bier reichen, und hörte den Gesprächen zu, welche von einer muntern Gesellschaft verhandelt wurden.

„Wist Ihr denn auch, daß wir alle gepresst sind mit dem Kommerzienrath Großhanns,“ fieng endlich ein ehrlicher Zimmermann an.

„Wie denn so, Bevatter? Der Kommerzienrath hat ja Geld genug“ versetzte ein Glasermeister.

Zimmermann. Ja gehabt, aber jetzt ist alles Lau Lane *). Das hübsche Vermögen ist zum Teufel.

Glaser. Das ist doch abscheulich, in so kurzer Zeit ein Vermögen von 30000 Thalern durchzujagen.

*) d. h. wir haben nichts, וְאֵין נֶחֱלָם. Unser einer versteht auch hebräisch.

Anmerk. des Setzers.

Zimmermann. Wie man's treibt, so gehts. Der Kammerzienrath hat schon einmal ein hübsches Gut hingeschickt, woher's nicht wieder kommt. Im Krieg war er Lieferant, da gänzte und betrog er, was das heilige Zeug hielt, und soll auf die Art 10000 Thaler zusammengescharrt haben. Aber nun gieng der Krieg zu Ende: der Herr Großhanns wollte nicht so schlechtweg Herr Großhanns heißen, und kaufte sich den Titel als Kammerzienrath, zog in eine Stadt, und verjuxelte da in einem Tage mehr, als mancher ordentliche Mensch in einem Monat nöthig hat.

Ein Buchdrucker. Ich habe aber auch gehört, daß er viel an seine Familie gewendet habe.

Zimmermann. Wahr ist's, seine Familie hat ihm viel gekostet, besonders seine studierenden Brüder. Aber der Eine wird's ihm gewiß mit dem Teufel danken.

Buchdrucker. Wie denn so?

Zimmermann. Weil er ihn licherlich gemacht hat. Er führte ihn an alle Oerter hin, wo's Geld kostet, und wo's lustig hergeht. Da wurde dann das Bürschchen so verwöhnt, daß es auch kein Buch mehr in die Hand nahm, und gar nichts, von der Welt Gottes nichts lernte.

Buchdrucker. Er ist doch, wie ich höre, examinirt worden.

Zimmermann. Ja wohl, aber er ist auch hübsch durchgefallen. Doch was

geht das uns an, wenn wir nur unser Geld kriegten.

Glafer. Aber sagt mir doch, Se-
vatter, wo der Kerl das viele Moos *)
hingebracht hat? Hat er denn alles in
Händen gehabt?

Zimmermann. Freylich. Ihr wiß-
set doch, daß ihm die alte Schachtel, die
Brantweinbrennerwitwe Lämmede ist für
dreytausend Thaler verhandelt worden?

Glafer. Von wem?

Zimmermann. Se nun, als wenn
das nicht stadtkundig wäre! Von ihrer ge-
heimen Räthin —

*) Geld. Die Juden sprechen so. Einige
Christen sagen gar: er hat Mosen und
die Propheten, d. i. er hat brav Geld.]

Glaſer. Ah, ich weiß ſchon. Hat er denn die 3000 Thaler auch gleich bezahlt?

Zimmermann. Warum nicht gar? Wovon hätt' er denn bezahlen wollen? Er hatte ja damals keinen Spieß, ſtaß in Schulden bis über die Ohren, und Niemand wollte ihm mehr pumpen; aber er gab Wechsel zur Verſicherung.

Glaſer. Und bezahlte hernach, als er das große Vermögen der Frau Lameda in Händen hatte?

Zimmermann. Nicht doch. Er hatte da einen rüſtigen Advocaten auf der Seite, und der half ihm durch. Die Wechsel wurden für ungültig erklärt.

Ein Schu h m a c h e r. Wechsel unrichtig? In England wär das so leicht nicht gegangen.

Z i m m e r m a n n. Schweigt doch, Nachbar. In England respectirt man das Wechselrecht, aber bey uns, da klingt es anders. Sonst war es doch eben nicht dankbar gehandelt, aber was geht das uns an. Hätten wir nur unser Geld.

G l a s e r. Nun, so sagt doch, wo ist denn alles hingekommen?

Z i m m e r m a n n. So viel Geld ist wohl alle zu machen. Herr Großhanns war nicht nur ein Großhanns dem Namen nach, er war es auch in der That. Der Große sollte nun gemacht werden; daher wurde Equipage angeschafft, und Gastereyen

über Gastereyen gegeben. Den Baumeister wollte er auch machen, und verschwendete eine ungeheure Menge Geld an Baureyen, die er aber, leider Gott erbarm! nicht vollenden konnte. Nun ist er pritsch, und wir sind geprellt.

G l a s e r. Ist denn für die Frau nicht gesorgt?

Z i m m e r m a n n. Grade so, daß sie ohngefähr in dem Spital ihr Leben wird enden können. Ihr Curator hätte freylich — doch was geht das uns an, hätten wir nur unser Geld!

B u c h d r u c k e r. Die Frau hätte selbst klüger seyn, und sich dem Großhanns nicht so mit ihrem ganzen Vermögen an den Hals geworfen haben sollen. Hören Sie, meine

Herren, ich will Ihnen ein Histörchen erzählen, daß ich selbst erlebt habe. Als ich ehemals in Frankfurt am Mayn conditionirte, starb ein alter reicher Ehekrüppel, und hinterließ eine vierzigjährige Frau, nebst einem ungeheuren Vermögen. Die Frau hatte einen armen Nachbar, und der Nachbar einen Sohn von zwanzig Jahren, einen hübschen Burschen mit einem muntern rothen Gesichte und rechten Waden. Er hatte das Lohgerbers Handwerk gelernt, und der alte Ehekrüppel, der Mann der Dame, war ein Lohgerber gewesen. Was geschah? Der junge Mensch suchte sich bey der Dame einzuschmeicheln, sie nahm ihn jedesmal freundlich auf, wenn er sie besuchte, und setzte ihn endlich über ihre ganze Gerberey. Die andern Gesellen brummtten unter einander, und sahen schon in dem jungen

Laffen, wie sie ihn schalten, ihren künftigen Meister: sie würden alle aus der Arbeit gelaufen seyn, aber es war eine gar gute Station, deswegen blieben sie, und begnügten sich mit Brummen.

Der junge Mensch, Mosjeh Simon, fieng allmählig an, die Wittwe zu sondiren, wie sie in Rücksicht auf ihn gesonnen sey, und siehe da, alles entsprach seinen Wünschen: sie war sogar zukommend artig. Der junge Simon war außer sich vor Freuden: denn eine Frau zu nehmen mit einer einträglichen Gerberey, mit zwey eignen Häusern und mit hundert tausend Thalern auf Hypotheken, mag keine geringe Bonne seyn. Er fieng also seine Bewerbungen an, und Madame hörte ihm mit sichtbarem Wohlbehagen zu. Als er fertig war, antwortete sie:

„Ihr Vortrag gefällt mir, lieber Simon, und ich gebe Ihnen meine Hand. Aber denken Sie ja nicht, daß Sie mein Vermögen erheirathen werden. (Simon stußt) Aha, junger Herr, hab' ich's Fieckchen getroffen? Oh, so dumm ist die fünf und vierzigjährige Gerberin nicht: sie ist klüger, als manche alte Geckin, welche sich einem jungen Fantschen an den Hals wirft, und hernach der Spott des Mannes und aller Leute wird, und zugeben muß, daß der Mann fremde Creaturen unterhält, und die Dienste solcher Menschen von der alten Thörin Vermögen selbst bezahlt. Nein, junger Herr, so wetten wir nicht. Ich habe einen Mann gehabt, aber die Freuden des Ehestandes, Sie verstehen mich doch, was ich meyne? — wenig genossen: mein Alter war ausgemärfelt, und konnte wenig prästiren.

Ich liebte meine eigne Ehre zu sehr, um auszuscheiden, und mich von andern bedienen zu lassen. Jetzt aber, da ich frey bin, und selbst empfinde, daß ich einem Manne das Seinige noch prästiren kann, so fordere ich auch, daß der Mann, den ich wähle, auch mir das Meinige prästire. Sie gefallen mir, lieber Simon, und wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen meine Hand, aber auch weiter nichts: was Sie in meiner Gerberey erwerben, ist Ihre, aber dafür bestreiten Sie alle Ihre Ausgaben, sogar Ihre Kost: übrigens mache ich Ihnen keine Geschenke, aber so oft Sie mir das prästiren, was ein Mann seiner Frau prästiren muß, geb' ich Ihnen sechs Louisd'or. Das ist doch rāsonnabel, dächte ich, und Sie können so viel verdienen, als Sie wollen. Ueberlegen Sie alles, und sagen

Sie mir Morgen ganz bestimmte Antwort.“ Simon saß da, und wußte nicht, was er denken sollte: eine so äußerst sittsame Frau, wie die Frau Gerberin war, machte ihm einen solchen Antrag, und schämte sich nicht, ihm grade heraus zu gestehen, worauf es ihr bey ihrem Heyrathen vorzüglich ankomme; und doch schien es ihm nach und nach, als habe die Frau nicht Unrecht. Es sind ja menschliche und erlaubte Sachen, warum sollte man nicht davon reden dürfen? Die Dame merkte seine Verlegenheit, fieng von Etwas anderm zu reden an, und entließ ihn bald, nachdem sie ihm nochmals gesagt hatte, daß sie seine Antwort den folgenden Tag erwarte.

Simon schlief unruhig: die Bedingungen der Gerberin waren zwar accep-

tabel; aber er fürchtete, sein Contract mögte herauskommen, und ihn vor der ganzen Stadt zum Gelächter machen; doch siegte endlich die Begierde, sich in Ruhe zu setzen, über alle Bedenklichkeiten; er stand früh auf, und erklärte der Wittwe, daß er alles zufrieden sey, was sie ihm vorgeschlagen habe. „Bravo, lieber Simon,“ sagte die Frau, „das ist recht.“ Sie ließ einen Notarius holen. Der Notarius kam, und wunderte sich sehr, als ihm aufgetragen wurde, einen bloßen Ehecontract, ohne Aussetzung einiger Emolumente für den jungen Bräutigam, aufzusetzen. Die ganze Stadt steckte die Köpfe zusammen, und Jedermann meynte, Simon sey im Kopfe verrückt, eine reiche Wittwe zu heyrathen, und sich nicht besser zu bedenken. Aber Simon ließ die Leute res

den, und feierte seine Hochzeit. Früh nach der Brautnacht schenkte ihm sein Weibchen dreißig Louisd'or, und schon im ersten Monat hatte er 360 Louisd'or verdient. Das gefiel unserm Simon, und machte ihm Muth, seine Pflicht aufs fleißigste zu erfüllen. Nach und nach kam beynahe die Hälfte des Vermögens seiner Frau in seine Hände, und als sie endlich starb, erbten ihre eigenen Anverwandten wenig, da sie ihr treues Männchen auch noch sehr vortheilhaft im Testament bedacht hatte. Wie nun, wenns der Kommerzienrath Großhanns auch so gemacht hätte?

Zimmermann. Oder vielmehr, wenns die alte Schachtel, seine Frau, so gemacht hätte, dann wäre freylich alles besser gegangen. Aber es scheint, die Alte fühlt den Trieb nicht so, wie die Gerbersfrau zu Frankfurt am Mayn.

Glaser. Da irrt ihr euch gewaltig, lieber Gevatter: sie ist gewiß rechtschaffen lüstern, und ärgert sich beynahe bis zum Schwarzwerden, daß sie der Kommerzienrath nicht anrührt, sie allein schlafen läßt, und sich mit andern Mädchen lustig macht.

Zimmermann. Je nun, die Alte bedaure ich nicht: hätten wir nur unser Geld, so mögte der Kommerzienrath immerhin Bankrott machen, und seine Frau, das alte Fell, nach dem Spital wandern.

VIII.

M e t h o d e

ein Eheverlöbniß aufzuheben.

Herr Schlicß begieng in einem Paroxysmus der Liebe die Thorheit, sich mit der ärgsten Kokette der Stadt Saalbach zu verloben: der Paroxysmus währte einige Wochen, und die ganze Zeit über sahe und hörte er nichts; seine ganze Seele war voll

von seinem Hannchen. Er kannte zwar die vorige Lebensart dieses Frauenzimmers, welches, wo nicht das Allerberüchtigste von Saalbach war, doch gewiß zu den Berüchtigsten dieser Stadt gehörte. Die skandalöse Chronik der Stadt Saalbach hatte schon seit vielen Jahren von Hannchen erzählt, Hannchen hatte sich aber nichts draus gemacht, und so war immer eine Historie nach der andern vergessen worden, und wahrscheinlich würde endlich auch die skandalöse Chronik ganz von Hannchen geschwiegen haben, wenn Hannchen nicht immer mit neuen Ebentheuern aufgetreten wäre.

Die ganze Stadt wunderte sich, wie Herr Schlick sich an ein Frauenzimmer von Hannchens Renommee machen konnte; er war zwar selbst auch kein Muster der Enthaltbarkeit, und auch von ihm war die

Chronik zu Saalbach voll, indessen aber besaß er doch noch Geld, und wer in jener Stadt Geld besitzt, hat das Recht, auf das vorzüglichste Mädchen Anspruch zu machen, gesetzt, er sey selbst der rüstigste Ausschweifling und Vordelbruder. Wäre Herr Schlick zu einem jeden andern honesten Frauenzimmer seines Standes gekommen, und hätte um dessen Hand angehalten, so würde er schwerlich den Korb bekommen haben; aber wider aller Saalbacher Erwartung fiel Herrn Schlicks Liebe auf Hannchen, und das Verlöbniß gieng vor sich. Zwar sagte man damals, ein bucklicher Geschäftsträger habe Herrn Schlick zuerst mit Hannchen bekannt gemacht; das mag seyn, aber der Buckel konnte doch Herrn Schlick keine Liebe einflößen, dieß mußte Hannchen selbst thun.

Raum waren Schlick und Hannchen Braut und Bräutigam, so wußte es die hübsche Kofette so anzulegen, daß ein großer Theil von Schlicks Vermögen in ihre Hände kam, und Schlick gab her, was er geben konnte, weil er glaubte, nirgends würde sein Gut besser verwahrt seyn, als bey Hannchen.

Der Taumel der Liebe verschwand endlich auch bey unserm Schlick, und nun hatte er Zeit, auch auf die Bemerkungen andrer zu hören. Er fragte seine besten Freunde, was sie von seiner Verbindung mit Hannchen dächten, und da hörte er dann Urtheile, über die ihm die Ohren gälten. Er durchlief jetzt Hannchens Leben, und fand da so viele Scandale, daß er sich vor die Stirn schlug, und sich selbst alles Böse wünschte, daß er

§

so dumm gewesen, und sich in ein Bündniß mit so einem Frauenzimmer eingelassen habe. Man rieth ihm, die Sponsalien aufzuheben, und er gieng deswegen auch zu einem geschickten Juristen, den er um Rath fragte.

„O ja,“ sagte endlich der Advocat, „das geht wohl: aber was sie hat, behält sie.“

Schick. Mein Gott, sie hat aber schon über 800 Thaler von mir.

Advocat. Thut nichts, und wenn sie auch 8000 von Ihnen hätte.

Schick. Also gibts gar kein Mittel, mich von ihr loszumachen, ohne mein Geld einzubüßen?

Advocat. Nein! Sie müssen ihr noch obendrein einigen Ersatz leisten.

Schlick. Aber mein Gott, sie ist ja eine liederliche Creatur.

Advocat. So? Woher wissen Sie das?

Schlick. Das sagt die ganze Stadt.

Advocat. Dann hätten Sie eher drauf hören müssen: jetzt ist's zu spät.

Schlick. Also giebt's gar kein Mittel, mich loszumachen, und mein Geld zu retten?

Advocat. Machen Sie, daß sie von neuem einen Liebhaber begünstigt, und

Sie sind frey. Haben Sie etwa keinen guten Freund? Sie verstehen mich. Kommen Sie wieder zu mir.

Herr Schlick gieng weg, und offenbarte alles, was ihm der Advocat gesagt hatte, seinem Freund Martin, einem ausgelernten Practicus in allen Arten der Bewirkungskunst. Ha, sagte dieser, wenns weiter nichts ist: da laß du mich machen. Ich besuchte die Dame dann und wann, und so viel ich merken konnte, würde sie es eben nicht gar zu sehr übel nehmen, wenn ich ihr den Hof machte. „Ey, was Hof machen?“ versetzte Schlick, „Es muß gleich zur Sache selbst geschritten werden.“

„Gut; du sollst uns, mich und deine Dame, in einer solchen Lage antreffen, woraus zu schließen ist, daß wir nicht ums Beten willen beyfammen waren. Allein, du weißt doch, wie die Juristen sind: die würden dein Zeugniß gleich verwerfen, und das Meinige aus dem Grundsatz, daß einem Menschen, der seine eigne Schande ohne wichtige Ursachen angiebt, nicht zu glauben ist. Also versieh dich nur mit einem tüchtigen Zeugen.“

Martin, welcher sonst immer in Herrn Schlicks Gesellschaft zu Hannchen gekommen war, besuchte sie jetzt allein, fieng an zu seufzen, und spielte den Verliebten so, wie Hannchen es gern sah. Erst als er zum neunten Mal beglückt wurde, überraschte ihn Schlick,

und wunderte sich, daß er schon so weit gekommen war. Nun erklärte Schlick, daß er ferner mit der Kofette nichts mehr zu thun haben wolle. Nun hatte der obgedachte rüstige Advocat vollen Spielraum, die Sponsalien kassiren zu lassen, und die ganze Stadt schwatzte drey ganze Tage lang von nichts, als von dem Krebsgang des Hannchischen Chevers Ibbnisses.

Indessen hatte doch Martin so viele Süßigkeiten in Hannchens Umarmung genossen, daß es ihm unmöglich ward, sie aufzugeben: er setzte daher seinen Umgang mit ihr fort, und zwar so lange, bis ihm Hannchen selbst den Abschied gab: denn diese Schöne war gewohnt, ihre Liebhaber nur so lange zu

behalten, als sie noch geben konnten;
waren sie aber völlig zu Grunde gerich-
tet, so ertheilte ihnen das sanfte Hanns-
chen den Abschied ohne alle Barmher-
zigkeit.

IX.

Die Schilderung.

Der Rector Blühdorn zu Brandenburg, welcher gegenwärtig Prediger in Magdesburg ist, trug einst einem seiner Primasner auf, eine Schilderung von Friedrich dem Großen zu entwerfen, und in der nächsten oratorischen Stunde vorzuszeigen. Der Schüler ließ einige dieser

Stunden vorüber gehen, so sehr auch Herr Blühdorn auf die geforderte Schildes-
rung drang. Endlich erschien er voll Freus-
den, und brachte — Friedrich den Gros-
ßen zu Pferde!

X.

Vergleichung einiger Fürsten.

Carl Philipp, Kurfürst von der Pfalz, war ein äusserst gutmüthiger Mann, und ein Regent, dessen Verlust unter der Regierung seines Nachfolgers, Carl Theodor, allgemein bedauert wurde, obgleich die wetterwendischen leichtsinnigen Pfälzer sich gar mächtig freuten, als er starb; wie es

denn immer zu gehen pflegt, weil die kurzsichtigen Leute stets hoffen, es werde Etwas bessers kommen, wobei sie sich aber fast immer häßlich betrügen. Carl Philipp begegnete einst einem Menschen, welcher Silberzeug im Schloß zu Mannheim gestohlen hatte: als der Dieb den Fürsten ansichtig wurde, erschreckte er, ließ seine Beute fallen, und wollte entfliehen. Der Kurfürst hielt ihn auf, und fragte ihn, was er da habe fallen lassen, und warum er so schnell ausreißen wolle? Der Kerl zitterte am ganzen Leibe, und gestand alles. „Du bist ein Bösewicht, sagte der Kurfürst, und wenn dich sonst jemand entdeckt hätte, wolte ich dich auf zwey Jahr ins Zuchthaus schicken, aber so magst du hingehen. Nimm das Zeug da auf, und mache, daß du ungesehen wegkommst: denn, wie gesagt, sieht dich sonst Jemand, und hält dich fest, so

kominst du auf zwey Jahre ins Zuchthaus."

Der Dieb nahm sein Gestohlnes, und entsam glücklich.

Ein anderer Fürst gieng einst in einem Park spazieren: ein alter Invalide, lahm von seinen Wunden, näherte sich ihm, und bat ihn um ein Almosen: denn er kannte ihn nicht, sonst würde er es nicht gewagt haben. Der Fürst griff in die Tasche, zog einige Groschen hervor und gab sie dem Invaliden, welcher sich sehr bedankte, und dem Stadthor zueilte. Der Fürst holte den alten Kerl, welcher hinkte, leicht ein, und rief der am Thor stehenden Wache zu, den Kerl anzuhaltten, und in die Wachtstube zu werfen. Wie erschrockt der arme Invalide, als er vernahm, daß er den Fürsten um ein Almosen angesprochen hatte. Er warf sich ihm zu Füßen, und bat um Vergebung seines Fehltritts: denn

er wußte recht wohl, daß der Fürst es verboten hatte. Dieser war unbeweglich.
„Du wußtest, Hund,“ sagte er, „daß ich's verboten hatte.“

„Ach, gnädigster Herr, der Hunger.“

„Was Hunger! Daran liegt auch was, wenn so eine unnütze Creatur, wie du bist, hungert.“

„Freylieh bin ich jetzt unnütz, hab' aber doch, wie meine Wessuren beweisen, redlich gedient.“

„Deine verfluchte Schuldigkeit, Lumpenkerl, weiter nichts: darauf darfst du gar nicht pochen.“

„Ach, nur Vergebung, gnädigster Herr!“

„Es soll dir werden, Hund, was dir zukommt. Ich werde dich nicht vergessen.“

Der Fürst gieng fort, und den folgenden Tag schickte der Fürst den alten Invaliden auf die Festung, wo er zwey Jahre lang karren sollte. Er erlag bald der harten Arbeit, und starb schon im zweyten Monat seiner Baugesangenschaft.

Wer segnet nicht das Andenken Carls des Großen, wenn er folgende Anekdote von ihm aufgezeichnet findet! Dieser in so mancher Hinsicht in der That, und nicht bloß dem Beynamen nach, große Fürst, hielt einst das Osterfest zu Verona: am

ersten Festtage erstach ein Ritter einen andern in des Kayfers Gegenwart, und dieser befahl auf der Stelle, den Thäter hinzurichten. Der Verurtheilte fiel dem Kayser zu Füßen, und bat um Begnadigung, aber Carl war unerbittlich, und wiederholte seinen Befehl. Als der Ritter sahe, daß er keine Gnade zu hoffen habe, gerieth er in Raserey, sprang auf, und warf sich auf den sieben und sechszigjährigen Kayser, dessen ehrwürdigen Bart er unbarmherzig ausraufte, bis die Hofleute hinzusprangen, und ihn mit Gewalt wegrissen. Alles schwieg nun, und erwartete ein schreckliches Urtheil über den Majestätsschänder, aber Carl saß nachdenkend da, und sprach kein Wort. Endlich ließ er folgendes Urtheil hören: Der Frevler soll meinen Hof meiden, und mir nie wieder unter die Augen kommen.

Alles ist ihm vergeben: daß sich daher ja niemand unterfange, ihm Etwas zu Leide zu thun.“ Der ganze Hof wunderte sich über des großen Carls Sanftmuth, aber Carl erklärte, es sey nicht schön, daß ein Fürst das ihm selbst angethane Unrecht zu rächen suche. „Ich hätte ihm sollen gleich verzeihen,“ setzte er lachend hinzu, „so hätte ich meinen weißen Bart ganz behalten.“

Obgleich Carl der Zweyte von England mit Carl dem Großen gar nicht zu vergleichen ist, so verdient doch folgende Anekdote von ihm aufbewahrt zu werden. Er war einst bey einer Gasterey, wozu mehrere Großen des Reichs, und unter andern auch der lustige Graf Graveson eingeladen waren. Lord Graveson war ein lustiger Gesellschafter, und der König

konnte ihn wegen seiner lustigen Einfälle, die freylich sehr oft ins Grobe und ins Botologische fielen, wohl leiden: dießmal übernahm sich Graveson stark im Trunk, und als der König weggehen wollte, hielt er ihn mit Gewalt zurück, und schrie: Bruder Carl, du bist ein H.. wenn du gehst! Seß dich, wir müssen eins trinken!" Der König lächelte und gab nach. Den folgenden Tag, als Graveson seinen Rausch ausgeschlafen hatte, besuchte ihn einer seiner Freunde, welcher auch beym Schmauß gewesen war, und erzählte ihm alles, was sich zwischen ihm und dem Könige zugetragen hatte. Graveson erschrak zum Tode, und wußte nicht, wie er den dem Monarchen angethanen Schimpf wieder gut machen sollte. Sein Freund rieth ihm, nach Hofe zu fahren, und den König um Vergebung zu bitten,

Graveson begab sich nach Hofe, und ließ sich melden: er wurde sogleich vorgelassen, und Carl kam ihm mit der freundlichsten Miene von der Welt entgegen. „Guten Morgen, Mylord,“ sagte der König, indem er Graveson die Hand reichte: „es freut mich, daß Sie gut geschlafen haben. Es war recht hübsch gestern: ich bin sehr vergnügt gewesen. Nicht wahr, Sie auch, Mylord?“

Graveson. O ja, Sire, wenn nur nichts vorgefallen wäre (stockt).

König. (freundlich) Was ist denn vorgefallen, lieber Graveson?

Graveson. Wirklich war es nicht die Absicht, die Ehre Ihrer Majestät im Geringssten zu beleidigen.

König. (ernsthaft) Was höre ich, Mylord? Wer sollte sich unterstanden haben, meine Ehre zu beleidigen!

Graveson. (stotternd) So viel bin ich gewiß, daß Niemand —

König. (einfallend) den König beleidigt hat, nicht wahr? Ich wenigstens weiß von nichts. Wissen Sie aber Etwas, so sagen Sie's: denn meine Ehre ist die Ehre der ganzen Nation, und die darf Niemand antasten. Wissen Sie also Etwas, so sagen Sie's heraus! (Pause) Nicht wahr, Mylord, Sie wissen nichts? Also seyn Sie nur ruhig. Wir wollen miteinander frühstücken.

Lord Graveson war beschämt über die Güte des Königes, faßte aber Muth, und blieb den ganzen Tag über bey dem Monarchen, welchem er durch seine heitere Laune und lustigen Schwänke viel Vergnügen machte.

XI.

M a r a t.

Wer von der Revolutionsgeschichte in Frankreich auch nur hat reden hören, kennt das Ungeheuer Marat, und spukt aus, so oft dessen Name genannt wird. Die frühere Geschichte dieses Auswurfs der Menschheit, ist den meisten unbekannt: ich kenne sie aus guten Nachrichten,

und hier wird sie nicht am unrechten Orte stehen.

Marat ist kein Genfer, wie man oft geschrieben hat; sein Geburtsort ist Neuchatel, wo sein Vater Prediger war, aber schon starb, als der Bube Marat kaum reden konnte. Seine Mutter schickte ihn in die über allen Glauben elende Stadtschule zu Neuchatel, wo Marat, der ohnehin an Leib und Seele von der Natur war vernachlässigt worden, blutwenig lernte, und kaum so viel begriff, daß er als Feldscheerjunge angenommen werden konnte. Seinem Lehrmeister machte der boshafte Bube so viel Spektakel und Verdruß, daß er weggejagt wurde. Nun gieng der neunzehnjährige Kerl nach Genf, und gerieth zu einem Charlatan, welchem

er durch seine Unverschämtheit nützlich ward.

Marat, welcher damals in Genf bey den gemeinen Leuten unter dem Namen Chat - huant oder Nachteule bekannter war, als unter seinem eignen, lief aller Orten herum, und pries die Geschicklichkeit des nichtswürdigen Charlatans, dessen Famulus und Gesellschafter er war, jedem an, der irgend eine Krankheit oder einen Schaden an sich hatte. Die Polizen in Genf hat nie viel getaugt, und damals, als Marat und sein Medikaster daselbst ihr heillofes Wesen trieben, taugte sie gerade gar nichts. So ungestört konnte der Giftmischer in Genf practiciren, wie noch zu unsrer Zeit ein gewisser Franchi, der sich Professor nennt, in Deutschland herum practiciren und die Leute betrügen und

vergiften darf. Der Doctor verdiente viel Geld, und Marat bekam seinen guten Theil davon, wie billig: denn eine Hand wäscht die andere.

Endlich entzweyten sich Marat und der Charlatan, worüber ersterer gar nicht böse ward, weil er ihm die Künste abgelernt hatte, und sich nun selbst durchzubringen hoffte. Marat zog nach Strassburg, und kam endlich, nach vielen lieberlichen Streichen, nach Paris. Hier gab er sich für einen wirklichen Arzt aus, und zeigte auch ein Approbationsdiplom von der Facultät zu Montpellier vor, welches aber nachgemacht gewesen seyn soll. Marats Hauptstärke war in der Kur der venerischen Krankheiten, und da konnte es ihm dann auch in Paris an Kunden nicht fehlen: denn die, welche in dieser

verderbten Stadt angesteckt sind, heißen Legion. Marat gab auch heimliche Arzneyen pro abortu, und besaß unter andern ein Arcanum, die durch allzuhäufigen Liebesgenuß abgestumpften Kräfte wieder zu beleben, und rüstige Streiter in den Kriegen der Cythere zu machen; auch hatte er ein gewisses Waschwasser, durch dessen Gebrauch man sicher war, nie angesteckt zu werden, die Person, mit welcher man sich zu schaffen machte, mochte auch noch so sehr vom Galanterieübel durchdrungen seyn. Ich kann nicht sagen, ob die Arcanen des nichtswürdigen Marat in der That das leisteten, was er von ihrem Gebrauche versprach, aber gewiß ist es, daß er sich eben durch diese Arcanen Eingang bey dem Grafen von Artois und hernach bey dem Herzog von Orleans verschaffte, einst ließ ihn sogar die

Herzogin von Lamballe holen, zwar nicht, um sie von der venerischen Krankheit zu heilen, sondern ein leichtes Fieber, womit sie befallen war, zu kuriren, aber zum Glück für die Herzogin, empfand sie bey dem Anblick des Aesculaps einen solchen Widerswillen wider ihn, daß sie seine Arzneyen nicht nahm. Er hat sich nachher gerühmt, daß er sie würde vergiftet haben, wenn sie Arzney von ihm genommen hätte: vielleicht hätte ihn der niederträchtige Orleans belohnt, wenn er dieses Bubenstück hätte ausführen können.

Wie sich Marat während der Revolution betragen hat, ist bekannt genug: kein von der Hölle ausgespienes Ungeheuer hätte ärger toben und wüthen können, als dieser Abscheuliche. Aber es ist doch ein sonderbares Problem, wie es mög-

lich war, daß so ein verworfener Mensch, so ein unwissender elender Kerl, der nicht einen guten Gedanken hervorbringen konnte, der nicht einmal rein französisch sprach, und dessen ganzes Leben eine Reihe von Schandthaten war, die Franzosen doch so lange zu hänseln im Stande war. Seine eigne Parthey soll ihn endlich haben vergiften wollen, und wirklich soll er schon Gift im Leibe gehabt haben, als Charlotte Corday ihn ermordete. Diese Nachricht verdient keinen Glauben. Marat war aber damals doch krank, er war über und über inficirt, und hätte ihn Mamsell Corday nicht erstochen, so hätten ihn doch die Franzosen bald getödtet. Was soll man aber von jenen Franzosen denken, von jenen Repräsentanten der großen Nation, welche dem infamen Nas des Marat eine Stelle im

Pantheon anwiesen? Man verachtet mit
 Recht die Römer, die einen Caligula, eis-
 nen Domitianus und andre Bestien von
 Kayfern apotheosirten, aber waren die
 Römer verächtlicher, als die Franzosen?

XII.

Der königliche Ahelmacher.

Friedrich der Erste, König von Schweden und Landgraf zu Hessen, machte einst eine Reise von Cassel nach Hannover: die Philister dieser Stadt fanden an einem Bürger eine große Aehnlichkeit in der Statur und Bildung mit dem Schwedischen Monarchen, und diese Vergleichung

war für den Bürger, einen Perücken- oder Kelmacher, so schmeichelhaft, daß er es recht gern hatte, wenn man ihn des Königs von Schweden Ebenbild nannte. In seinem Entzücken gerieth er auf den Einfall, einen Versuch anzustellen, was doch seine majestätische Gegenwart für einen Eindruck auf einen gewissen betagten Landprediger machen, und wie dieser sich benehmen würde, wenn er ohne Vorberathung vor einem Könige reden sollte. Der Prediger, welchen Mosjeh Haartäms mer in Verlegenheit setzen wollte, hieß Jobst Sackmann, und stand seit ohngesähr 1674 zu Limmer nahe bey Hannovers. Unser Kelmacher entdeckte zweyen seiner Zunftgenossen seinen eines Perückenmachers sehr würdigen Einfall, und alle drey fuhren in einer Miethkutsche nach Limmer. Hier wurden nun die Bauern

so ganz im Stillen benachrichtigt, der König von Schweden sey gegenwärtig, um ihren Prediger zu hören, wolle aber nicht erkannt seyn u. s. w. Die Einwohner waren ihrem Prediger Jobst Sackmann viel zu getreu, als daß sie ihm dieses nicht hätten hinterbringen sollen, und der Schulmeister eilte mit einem Gesichte, auf dem eine Botschaft von äußerster Wichtigkeit ausgedrückt war, und ganz außer Athem auf die Pfarre, mit dem Anbringen, der König von Schweden sey im Dorfe, und werde in die Kirche kommen. „Schulmester,“ sagte Pastor Sackmann in seinem gewöhnlichen platten Dialect, „sien ju so eenfäldig, dat ju so wat glöwet? Siet doch keen Kind! Gahet hübsch na de Karke un luet: wie wollen in Gottes Namen ball anfangen.“ Und terdessen hatten einige neugierige Leute Ge-

legenheit gefunden, den angeblichen König zu sehen, und zum Unglück war er von einem oder dem andern erkannt worden, welche die Wahrheit der Sache ihrem Lehrer schleunig hinterbrachten. „Dat hebb ick wohl dacht,“ sagte der Alte, „de Lüde sind nich kloot, dat se solte Pussen maken.“

Während dem Gottesdienste hatte der Ahelmacher in einem stattlichen Kleide und zierlich frisirt, und so recht à la Ahelmascher gepuht, in der Mitte seiner Begleiter, der Kanzel grade gegen über, Platz genommen, und machte eine sehr gravitätische Grimasse, um das Ansehen der Großen nachzumachen, wie er's etwa bey dem Maafnehmen zu einer Allongeperrücke mogte bemerkt haben, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer war unter dem

Lehrer und dem Herrn Kammonarchen
ziemlich getheilt.

Es war gerade der dritte Sonntag in
der Fasten, wo im Evangelium die Lästes-
rung der Juden und der Name Beelzebus
vorkommt, welches Wort den Generalissis-
mus der Teufel bedeutet, und jetzt von
Sackmann erklärt werden sollte. Diese Er-
klärung fiel sehr faßlich, und für die hohe
Person eines königlichen Adelmanns unges-
mein eindrucklich aus.

„Beelzebus is een fremd Wort ut
de syrischen Sprache, dat ju wohl nich
kennen wärt. War etliken Jaren hev
eck's ju schon mal segt, aber ju mogt et
wohl wedder vergäten heven. Beelzebus
sall so veel bedüten, als een Fleigengott
oder een Fleigentönnig, so nennte de Jue-

den damals den bösen Feind oder den Dür
 wel ut Verachtung. Se wußten, dat he
 een hofferdiger Geist is, de nich Ehre ges
 nog kriegen kann, un wollen ihn damit
 recht kränken, wenn se Beelzebub to ihm
 säden. Du wullst doch gerren een Gott
 sien, so makst du denn een Könning over
 de Fleigen sien, so hast du doch wat to
 Befehlen. Seit mal, mine leven Kinder,
 dat kummt mi eben so vör, as de Rei
 sel, dei do gegen mi over in de blagen
 Kleede sitt, dei denkt oht, eck soll glö
 ven, he wäre de Könning von Schweden,
 un et is doch manns een Prükenmäter ut
 Hannover. Ja du magst mi wohl de
 rechte Könning sien, een Fleigenkönig magst
 du sien, du dumme Beelzebub. Bist
 du darum herkamen, dat du mi ohlen
 Mann tom Narren maken wullst, so häbst
 du man können to Huus bliven, du donst

nersche Haarklöber dü! — Na wollen wi
wedder to unserm Text kamen.“

Ehe man aber wieder zum Text
kam, hatte diese Episode bey dem Per-
rückenmacherkönig eine starke Sensation
hervorgebracht, so daß er wünschte, über
alle Berge zu seyn. Denn die Ges-
ichter aller Zuhörer waren nun auf ihn
geheftet, und aus ihren Zügen faßte er
die Vermuthung, daß sie die Beleidigung
fühlten, die ihrem Lehrer war zugesügt
worden. Er machte also, daß er fort-
kam, ehe die Gemeinde auseinander-
ging, und fuhr nach Hannover zurück.
Da aber das, was Perrückenmacher wiss-
sen, auch zugleich die ganze Stadt er-
fährt, die Begleiter des Agelmachers
aber von dem Handwerk waren, so

plauderte noch an eben dem Tage die
 ganze Stadt in höhern Cirkeln und in
 niedrigen Kneipen von dem **F l e i g e n s**
k ö n n i g.

XIII.

Er kommt hinten herum, wie der
Herr von Rolle,

In den Rheingegenden ist dieses Sprich-
wort sehr gebräuchlich, und wird gesagt,
wenn Jemand Etwas erforschen will, sich
aber dabey dumm und albern benimmt.
Der Ursprung des Sprichworts ist dieser:
Zu Alzey in der Pfalz wohnte ein gewisser
einklugiger reicher Edelmann, Rolle, welcher

Her aber schien, stark vernagelt zu seyn, und daher von seinen Bekannten stäts in den April geschickt wurde, wie man sagt, das heißt: er wurde sehr oft angeführt, und zum Hänschen gemacht.

Einstmals kam eine gewisse Dame nach Alzey, welche mit der Geheimderäthin von Koch verwandt war: von dieser Dame wurde in einer Gesellschaft, wo auch Herr von Rolle zugegen war, gesprochen, und ein gewisser Advokat behauptete, sie sey ehemals eine fürstliche Mätresse gewesen, und habe den König August den Dritten von Polen bedient: einige von der Gesellschaft widersprachen dem Rechts- und Linksmacher, die Frauenzimmer aber, welche gegenwärtig waren, bezeugten ein großes Verlangen, die Sache genau zu untersuchen.

Meine Damen, sagte der Amtschreiber Brug, ein Erzspäßvogel, in diesem Stück kann Ihnen niemand besser dienen, als Herr von Rolle: der kennt die Frau von Koch, bey welcher die fremde Dame logirt, und kann daher leicht erfahren, wie es mit dieser aussieht.

Ich freylich, erwiderte Rolle, das kann ich, und das will ich auch, um Ihnen einen Gefallen zu thun. Ich will schon hinten herum kommen, daß es niemand merken soll: lassen Sie mich nur machen.

Den folgenden Tag ließ sich Herr von Rolle bey der Frau von Koch zum Besuche anmelden: diese beschrieb ihrer Freundin den komischen Rolle, und beyde erwarteten ihn in der Hoffnung, ihr Fest

mit ihm haben zu können. Endlich erschien Rolle, und nachdem er den Damen hundert und neun und neunzig Krafzfüße gemacht hatte, sagte er zur Frau von Roch: A propos, gnädige Frau, ist das da die fremde Dame, die aus Sachsen ist, und schon einige Tage bey Ihnen logirt?

„Ja, mein Herr von Rolle.“

„A propos, ist es auch Ihre Frau Wase?“

„Ja, mein Herr von Rolle.“

„A propos, (sich zur Fremden wendend) man hat von Ihnen wunderbarlich Zeug geredet.“

„Was hat man von mir geredet, wenn ich bitten darf?“

„Oh ja, und ich bin hier, mich nach der Sache zu erkundigen.“

„Neden Sie, mein Herr, was wollen Sie wissen?“

„A propos, ich möchte gern so hinten herum kommen, um zu wissen, ob Sie, wie man sagt, die Mätresse des Königs von Polen gewesen sind, oder nicht?“

Man kann denken, in welchen Zorn die Dame bey dieser erzimpertinenten Frage des Edelmanns gerieth. Sie hatte eben eine Tasse Kaffee in der Hand, welche sie dem Flegel gerade ins Gesicht warf, indeß die Frau von Koch die Thür öffnete, und

dem Grobian streng befahl, sich gleich zu entfernen.

Nolle erschien Abends wieder in der Gesellschaft, wo er den Auftrag, hinten herzu kommen, erhalten hatte, und erzählte sein Mißgeschick. „Es ist freylich ein Malhör für Sie,“ sagte der spakhafte Amtschreiber Brug, „aber Sie haben doch entdeckt, daß die Dame wirklich das ist, wofür sie gehalten wird: denn wäre sie keine Mätresse gewesen, so hätte sie sich über Ihre Frage nicht so sehr erboket, und hätte Ihnen die Tasse nicht ins Gesicht geworfen.“ Da haben Sie ganz Recht, erwiederte Nolle: daran dacht ich nicht. Nun bin ich aber doch froh, daß ich hinten herzu kam, und die Wahrheit ans Tageslicht brachte.

XIV.

Auch Narren finden Nachahmer
unter den klügsten Leuten.

In Halle läuft ein Invalide Namens
Dewald herum, welcher lange gedient
hat, und vor einiger Zeit völlig verrückt
geworden ist. Dieser Mensch treibt die
narrischsten Pöffen auf der Straße, und
ist fast beständig besoffen. Zwar hat er
nie Geld, da er sich aber in allen Kneipen
herumtreibt, so bekommt er hier und da
Schnapps, und so kann er sich dann alle

Zage beschnurren, wie man sagt. Oswald hatte sich den Ausdruck: lauft Euch warm, angewöhnt, oder vielmehr zuerst erfunden, und bediente sich desselben stets, wenn er Etwas verneinen wollte. Bald hörte man das liebliche von dem nârrischen Oswald erfundene lauft Euch warm nicht nur unter den Bürgern, sondern sogar unter Leuten vom sogenannten Stande, und selbst Frauenzimmer von Stande bedienten sich desselben. Hier ist ein Gespräch.

Frau Professorin L. Sie sind neulich auf dem Balle gewesen, Madam K.?

Madam K. O laufen Sie sich warm, so einen Bal besuche ich nicht. Ich hätte den blâßen Warm weg, wenn mich jemand Bekanntes an einem solchen Orte fände. Aber den Bal zu W... will ich

nächstens besuchen, und ich hoffe, Sie kommen mit, Frau Professorin.

Fr. Prof. L. Da können Sie sich warm laufen, Madam R. Bewahre, wo denken Sie hin, eine Frau, wie ich!

Die Damen fingen an zu zanken, und das schöne laufen Sie sich warm, kam noch mehr als hundert Mal vor.

Ich hoffe, das läuft Euch warm soll sich so bald noch nicht verlieren; es ist auch ein gar allerliebster Ausdruck, um den es Schade seyn würde, wenn er verloren gieng.

XV.

Der Herr Amtsbruder.

Wie die Geistlichkeit in den Gegenden jenseits des Rheins jetzt beschaffen seyn mag, weiß ich nicht, da ich seit langer Zeit nicht da gewesen bin, und keine diesen Umstand betreffende Nachrichten dorthier erhalten habe. Vor der Revolution aber waren die Herren Geistlichen, sonst Pfaffen genannt, in der Pfalz und den umliegenden Gegenden

den, wahre Cyniker, und lebten in dem Tag hinein, ohne sich im geringsten um Ordnung und Wohlstand zu bekümmern. Das Saufen, das charakteristische Laster in den Rheingegenden, war besonders den Geistlichen eigen, und es schien, als wenn die verschiedenen Confessionen, die Lutheraner, Reformirten und Catholiken sich einander in diesem Stück übertreffen wollten. Wenn die Bauern oder Bürger in den Weinhäusern zusammen zechten, unterhielten sie sich oft über die Versoffenheit ihrer Pfaffen, und ich weiß, daß sich die Catholiken und Lutheraner zu Creuznach einst derb zersprügelt haben, weil letztere behaupteten, ihr Inspector könne mehr saufen, als der Pater Concionator im Carmeliterkloster, welches die Catholiken nicht zugaben, und dem Pater Concionator die Ehre des Mehrsaufens zuerkannten. Daß die Geistlichkeit in

jenen Gegenden in geringer Achtung stehe, sieht Jedermann leicht ein: man ehrt nur ihr Amt, als vom lieben Gott selbst eingesetzt, aber die Person wird verachtet.

Jeder Pfaffe hat seinen Ekelnamen, z. B. Curtius Rufus, Langhals, Gänsehals, Sauschneider, Mistkäfer, Magister Wertmaul, Papelmännchen, Papemamine, Grubenschlunks u. s. w. Die Meisten sind bloß durch ihre Ekelnamen bekannt, da niemand ihren rechten Namen weiß. Als die Revolution ausbrach, sahen die Pfaffen sehr wohl ein, daß sie, als Pfaffen, schlecht subsistiren würden, und warfen sich ärger in den Freyheitswirbel, als selbst die Bedrücktesten unter den Rheinbewohnern: aber bald verlohren die armen Rheinländer allen Einfluß auf die Revolution, da sie von den Franzosen bloß als eroberte Unterthanen betrachtet wurden, und die

Geistlichen kamen um alle ihre Einkünfte. Nun mußten die Pfaffen Hunger und Kummer leiden: denn weder Bürger noch Bauern gaben ihnen Etwas, kaum durften sie noch in ihren Pfarrwohnungen bleiben, und auch aus diesen wurden sie hier und da herausgeschmissen. Jetzt mag freylich der Zustand der Geistlichen besser seyn, da die öffentlichen Religionsübungen wieder hergestellt sind. — Aber ich wollte ja vom Herrn Amtsbruder eine Schnurre erzählen.

In der Rheingrasschaft Gochtenweiler wurde sonst jährlich ein Kirchenconvent gehalten, wo alle Geistlichen der Grasschaft zusammen kamen, und auf Unkosten der Kirchen fraßen und sofften. Dergleichen geistliche Fress- und Saufconvente waren in den Rheingegenden sehr häufig, und kein Mitglied verließ sie, ohne zu taumeln.

Einst waren die Herren auf dem rhein-
gräflichen Kirchenconvent sehr munter, und
Pfarrer Fabel von Münsterappel erblickte
durchs Fenster den Heerbochsen, welcher
eben mit seinen Kühen ausgetrieben wurde.
Schnell riß er das Fenster auf, und schrie:
„Hieher, meine Herren; schauen Sie!“
Die Herren eilten ans Fenster, guckten hins-
aus und fragten, was denn da merkwür-
diges zu sehen wäre? „Tausend Mord-
sackferment,“ schrie Fabel, „sehn Sie denn
nicht? Da geht ja unser Herr Amts-
bruder!“

„Was für ein Herr Amtsbruder?“

„Schwerenoth, sind Sie blind? Dort
geht er ja der Herr Amtsbruder! Sehn
Sie denn den Brüllochsen dort nicht?“

Dieser Einfall des Pfarrers Fabel wurde von der ganzen Gesellschaft höchstens applaudirt, kam aber auch bald unter die Bauern, und seit der Zeit hieß der Heerdochs weit und breit der geistliche Herr Amtsbruder! — Die Aenlichkeit eines Herrn Pastors mit einem Heerdochsen oder Brüllochsen gäbe vielleicht ein plaussibles Thema zu einer zotologischen Abhandlung.

XVI.

Nutzen des Aberglaubens.

In einem gewissen Garten, wo ich oft und gerne hingehe, wurden gegen das Ende des vorigen Jahres mehrere Stühle, welche man in der Regelbahn verborgen hatte, bey Nacht gestohlen. Jedermann gerieth auf den Verdacht, die Nachbarn mögten diesen ökonomischen Einfall gehabt haben,

aber man konnte sie doch nicht geradezu beschuldigen, weil keine Zeugen oder sonstige Indicien vorhanden waren, und weil sich jeder einem garstigen Injurienprozeß aussetzt, welcher einen andern des Diebstahls beschuldigt, ohne hinlängliche Beweise zu haben. Der Besitzer des Gartens, Herr K... fand indessen doch ein Mittel, seine Stühle wieder zu bekommen; wären aber die diebischen Nachbarn weniger abergläubisch gewesen, das Mittel hätte sicher nicht angeschlagen. Hr. K... nahm einige seiner Bekannten mit in den Garten, gerade zu einer Zeit, wo auch die Freunde Nachbarn in dem ihrigen waren. „Es ist doch eine Schande,“ sagte einer von K...s Bekannten, „daß nichts mehr sicher ist: alles wird gestohlen, sogar die Stühle hier in der Regelpahn sind gemaußt worden. Jetzt kann Hr. K... wieder vier bis sechs Thas

ler hingeben, wenn er neue Stühle haben will.“ Ah, erwiderte Hr. K... ziemlich gleichgültig, aber doch so, daß es die Freunde Nachbarn in ihrem Garten hören konnten; es ist mir nicht angst, daß ich meine Stühle nicht wieder bekommen sollte. Ich habe nicht weit von hier einen bekannten Kerl, der ein rechter Tausendkünstler und Teufelsbanner ist; den hab ich bestellt, Morgen Abend kommt er, längstens Uebermorgen, und dann will ich schon erfahren, wer meine Stühle geholt hat. Ich laße den Dieben die Augen ausschneiden, und so müssen sie sich schon verrathen.“ Diese Drohung, welche der Drohende doch selbst für eine Fraße hielt, that ihre gute Wirkung. — Die Stühle wurden während der folgenden Nacht in den Garten zurück getragen, und neben die Regelbahn gesetzt. So hat denn doch auch der Aberglauben seinen Nutzen,

freylich einen sehr zweydeutigen und zufälligen, aber doch immer einen Nutzen, und da fragt sich denn, ob man den Aberglauben bey dem Pöbel durchaus unterdrücken und austrotten soll? Ich bin wenigstens überzeugt, wenn der Pöbel nicht mehr an Hölle und Teufel glaubt, er würde noch schlimmer werden, als er ohnehin schon ist: sollte daher der Herr Pastor nicht angehalten werden, den Teufel und seine Macht näher zu beschreiben, und dann und wann die Topographie der Hölle vorzutragen? Das Consistorium zu M. und zu S. mögte diese Frage wohl affirmiren.

XVII.

P a s t o r G ö k.

Der berühmte Johann Melchior Gök, Hauptpastor zu Hamburg, war bekanntlich ein abscheulicher Kanzelschreier, welchen aber doch die Herren Hamburger eben deswegen gerne hörten, weil er so fürchterlich heulte und lärmte, und so gewaltigen Unsinn vortrug. Einstmals predigte er von der Hölle, und beschloß seine Rede mit folgender rüh-

renden Stelle aus dem alten Hamburger
Gesangbuch:

Du, o Sünder, wirst vor Stank vers
gehen,

Wenn du dein Nas wirst sehen;

Dein Mund wird lauter Galle,

Und Höllenwermath schmecken,

Des Teufels Speichel lecken

Und fressen Dreck im finstern Stall!

Amen! Amen! Das gebe unser Herr Jes
sus. Amen! Amen!

Das Auditorium, in diesen feinen
Wunsch von ganzen Herzen einstimmend,
ging sehr gerührt und erbauet nach Hause.

XVIII.

Minna von Barnhelm.

Der Pastor Johann Melchior Gök war ein fürchterlicher Feind der Schauspiele, welche er für Erfindungen des leidigen Satanas ausgab, und wogegen er immer auf der Kanzel zu Felde zog. Die Herren Hamburger, und die Hamburger Damen,

welche doch wie unsinnig in das Schauspielhaus liefen, lobten den Eifer ihres Herrn Hauptpastors, und hörten die Invectiven wider ihr Lieblingsvergnügen mit großer Erbauung immer an. Daher war auch der bekannte Advokat Dreier den Hamburgern so sehr verhaßt, weil er den Pastor Götz stets herumholte; und wie Dr. Wahrdt im Kegeralmanach sagt, der Satsengels war, der den lieben Gottesmann mit Fäusten schlug. Dreier hätte noch lässlicher und ausschweifender seyn können, als er ohnehin war, die Herren zu Hamburg würden ihm gern alles vergeben haben, aber daß er den hochgesalbten Evangelisten Johann Melchior Götz hudelte, das war unverzeihlich.

Einst saß Dreier im Schauspiel neben einem Preussischen Offizier; wenn ich nicht

irre, war es ein Rittmeister von den braunen Husaren. Lehings Minna von Barnhelm wurde gegeben, und der Offizier bewunderte dieses treffliche Drama gar sehr, machte aber solche Anmerkungen darüber, daß Dreier bald merkte, daß sey sein Mann, den er so nach seiner Art etwas aufheften könne.

„Das muß ein herrlicher Kerl seyn, der Autor dieses Stücks,“ sagte endlich der Offizier: „den mögte ich kennen.“

Dreier. Der Verfasser verdient auch gekannt zu werden. Er ist die größte Zierde unsrer Stadt.

Offizier. Kennen Sie ihn, mein Herr?

Dreier. O ja, sehr gut.

Offizier. Ich bitte Sie, nennen Sie mir ihn. Ich muß ihn besuchen.

Dreier. Es ist unser Herr Hauptpastor, Johann Melchior Gdß.

Offizier. Ein Geistlicher — und schreibt Comödien?

Dreier. Der Herr Hauptpastor ist ein großer Kenner der schönen Künste und Wissenschaften, vorzüglich ist die dramatische Kunst sein Hauptfach. Er schreibt daher auch Schauspiele, aber immer anonym, hat es auch nicht gerne, daß der gemeine Mann es erfährt, aber sehr lieb ist es ihm doch, wenn Kenner wissen, welche Werke des Geschmacks er geschrieben hat.

Offizier. Den Mann muß ich besuchen, und ihm für das Vergnügen danken, welches mir sein Schauspiel gemacht hat.

Dreier. Sie werden dem Herrn Pastor einen großen Beweis Ihrer Achtung gegen ihn geben.

Der Rittmeister begab sich zum Pastor Johann Melchior Gök, der ihn sehr freundlich empfing: denn Johann Melchior war gegen Leute, welche er noch nicht persönlich kannte, sehr höflich. Nach den ersten Complimenten fragte Herr Johann Melchior den Offizier, wen er die Ehre habe, vor sich zu sehen?

Rittmeister. Ich bin ein Preussischer Offizier, und komme zu Ihnen, mein

Herr Hauptpastor, um Ihnen für das Vergnügen zu danken, welches mir eine Ihrer Werke gemacht hat.

Joh. Melchior. Ohne Zweifel lesen der Herr Rittmeister gerne Controversschriften?

Rittmeister. Nichts weniger: ich kümmere mich überhaupt wenig um die Theologie, und noch weit weniger um theologische Ketzbalgereyen.

Joh. Melchior. (betroffen) Und doch sind sie nöthig, um die Kirche vor dem Einbruch der Feinde, ich meine, der Ketz- und Ketzereyen zu schützen. Aber gleichwie sich ein Geistlicher nicht in weltliche Kriege einlassen darf, so hat ein braver Offizier auch nicht nöthig, sich mit

den Kriegen des Herrn zu befangen. —
Also werden der Herr Rittmeister gewiß
meine Predigten gelesen haben.

Rittmeister. Predigten? Ich höre
dergleichen Saalbadereyen nicht gerne, und
lesen mag ich sie vollends gar nicht.

Joh. Melchior. (barsch) Nun was
haben Sie denn von mir gelesen?

Rittmeister. Gesehen und gehört
habe ich —

Joh. Melchior. (sanft und froh)
Mich predigen?

Rittmeister. Nicht doch, Herr Haupt-
pastor. Ihre Minna von Barmhelm hab ich
gestern aufführen sehen,

Joh. Melchior. (außer sich) Für
wen halten Sie mich, Herr Rittmeister?

Rittmeister. Für den Verfasser des
vortrefflichen Lustspiels Minna von Barns-
helm.

Joh. Melchior. Für den Verfasser
eines Teufelswerks! Gott, mußttest du
mich, mich, den Verfechter deiner Ehre,
solchen Prüfungen aussetzen! Herr, der
Verfasser dieses Schandstücks: denn alle
Comödien sind Schandstücken, so wie alle
Tragödien und alle Dramas mit allen Oper-
retten und Schäferspielen obendrein, so wahr
der Herr lebt, das ist so: Also der Ver-
fasser dieses Schandstücks, der verhurten
Minna von Barnhelm, welche wie rasend
ist, und einem Offizier in der Welt herum
nachläuft, ist der verruchte Lefing, der ab-

scheuliche Mensch, der den Glauben verleugnet hat. Jetzt gehn Sie, Herr Rittmeister. — Aber a propos, wer hat Ihnen gesagt, daß ich das verdamnte Ding geschmiert hätte.

Sittmeister. Der Advokat Dreier.

Joh. Melchior. Ach der Bösewicht ist und bleibt doch mein Carcinoma, der Satansengel, der mich mit Fäusten schlägt. Vergelt's ihm Gott!

Der Rittmeister gieng weg, und ärgerte sich gar mächtig, daß ihn Dreier so angeführt hatte: als er aber gar erfuhr, daß Dreier sich an allen Orten seines Streiches berühmte, ergrimmete er noch ärger, und suchte Dreiern auf. Er fand ihn in einer Schenke, wo dieser sich berauscht hatte,

und gab ihm einige derbe Stockhiebe. Dreier verschmerzte diese bald, wie er schon mehr dergleichen verschmerzt hatte, und versicherte, daß er noch ein Mal Hiebe annehmen wollte, wenn er nur den Hauptpastor Johann Melchior Götz wieder so ärgern und necken könnte.

XIX.

Der schwarze Tod der Hunde zu
Schilda.

Es mögen jetzt ohngefähr zwanzig Jahre seyn, auch wohl etwas drüber, daß der Stadtpräsident zu Schilda von dem Riemermeister Lederer ein ganz neues Pferdeszeug forderte. Der Riemermeister nahm Kreide, und rechnete dem Herrn Präsi-

denken vor, wie viel das Ganze kosten würde.

Wozu das? sagte der Präsident, wenn ich die Arbeit habe, kann er mir die Rechnung schicken.

Niemer. So wetten wir nicht, Herr Präsident: ich muß auch Geld haben.

Präsident. Freylich, lieber Meister, muß Er auch Geld haben — ich werd Ihn schon bezahlen.

Niemer. Aber ich kann nicht weiter borgen: Sie stehn schon seit vielen Jahren in meinem Pumpbuche: einige Mal hab ich Sie gemahnt, da sind Sie mir grob gekommen. Der letzte Undank ist schlimmer, als der erste: verstehn Sie mich,

Herr Präsident? Ich kann Ihnen nicht eher wieder pumpen, bis ich bezahlt bin.

Präsident. Er ist ein grober Kerl, Meister, versteht Er mich? Aber ich werds Ihm gedenken.

Kiemer. Immerhin! Ich fürchte mich nicht: vom Drauen sterben die Hunde.

Der Präsident gieng erboßt fort, und nahm sich vor, bey der ersten Gelegenheit den Kiemermeister Lederer tüchtig auf's Korn zu nehmen; denn in Schilda war es eben so, wie an andern Orten Mode, daß sich die Vorgesetzten an ihren Untergebenen zu rächen suchten, wenn sich diese nicht in allen Stücken bereitwillig zeigten.

Den folgenden Tag schickte der Präsident sein Mädchen zum Freymeister, auf Deutsch Schinder genannt, und ließ eine Kanne Rammfett fordern.

„Mein Töchterchen,“ sagte der Schinder, „ich kann dem Herrn Präsidenten kein Rammfett mehr zukommen lassen: er restirt mir schon zwanzig Kannen, und noch hab' ich keinen Heller gesehen.“ Das Mädchen referirte, was der Schinder gesagt hatte, und der Präsident ward so böse auf den Schinder, als auf den Niemer.

Einige Tage hernach gieng der Präsident an der Schinderen vorüber: der Schinder stand an der Thüre, und grüßte ihn höflich.

„Er ist ein Nöckel, Meister“, sagte der Präsident, statt zu danken.

Schinder. Das wäre! Und warum?

Präsident. Er fragt wohl noch?

Schinder. Ah, weil ich neulich kein Rammfett schickte. Ich hab' mich besonnen, Herr Präsident.

Präsident. So? Er will mir also Rammfett schicken?

Schinder. So viel Sie wollen, aber unter einer gewissen Bedingung.

Präsident. Laß er hören.

Schindet. Sie wissen doch, daß wir ein Polizeygesetz haben, daß kein Hund ohne Maulkorb frey herumlaufen soll.

Präsident. Das weiß ich wohl.

Schinder. Geben Sie also Befehl, daß alle Hunde todtgeschlagen werden, welche ohne Maulkorb herumlaufen, und dann befehlen Sie auch, daß bloß der Riemenmeister Lederer das Privilegium haben soll, dergleichen Maulkörbe zu machen, weil der sie allein gut und probat macht, und Meister Lederer streicht Sie aus seinem Schuldbuche, und macht Ihnen noch obendrein ein ganz neues Riemenzeug. Ich geb' Ihnen Rammfett, so viel Sie wollen.

Präsident. (reicht dem Schinder die Hand) Fiat, es soll geschehen.

Den folgenden Tag wurde der Befehl wider die ohnbemaufkörbten Hunde publicirt, aber niemand achtete darauf: denn die Bürger zu Schilda achteten nicht groß auf Polizeybefehle, weil sie fast immer ohne Wirkung blieben. Dießmal aber betrogen sie sich gewaltig: denn schon den folgenden Tag giengen die Schinderknechte herum, und schlugen die Hunde ohne alles Erbarmen tod. Da entstand ein Lamento in der ganzen Stadt, und es war, wie einst in Aegypten, als der Engel des Herrn herumgieng und alle Erstgeburt todtschlug. Manch Frauenzimmer weinte ihre schönen Augen roth, wegen des erschlagenen Schoßhändchens: mancher Dichter componirte Elegien auf die lieben Händchen. Der große Dichter zu Schilda, Herr Professor Sagittarius, parodirte das Epigramm des Casullus auf Lebias Sperling, auf den Bolog-

neser seines Mädchens, und damit die erste Sylbe in canis lang wurde, verdoppelte er gar sinnreich das N, da hieß es dann:

Lugete o Veneres Cupidinesque
Et quicquid est hominum venustiorum!
Cannis mortuus est meae puellae,
Cannis deliciae meae puellae etc.

Kurz, es war eine allgemeine Verwirrung in der ganzen Stadt Schilda, und jeder mann eilte, seinem Hunde einen Maulkorb, von Meister Lederer gefertigt, anzulegen. Die mörderische Anstalt währte ganze acht Tage; dann aber ließ der Präsident basta machen, und die Hunde liefen wieder ohne Maulkorb herum, wie zuvor. Der Präsident bekam ein neues Riemenzeug und konnte sich so viel Rammfett bey'm Schin der holen lassen: als er wollte. So hatte also der Präsident, der Riemer und der Schinder Nutzen von dem Hundetödten.

aber einem der todtschlagenden Schinders
knechte riß ein derber Bullenbeißer den Was-
schen auf, und den Rock entzwey. Ein
Professor zu Schilda beschrieb die ganze
Begebenheit unter dem Titel: Geschichte
des schwarzen Todes der Hunde zu
Schilda, und daher hat der Verfasser
seine Nachrichten genommen.

XX.

Das gute Werk.

Ein gewisser Pastor in dem Hessenlande schickte am heiligen Abend vor Pfingsten seinen Schulmeister nach seiner Wiese, um dieselbe zu wässern. Der Schulmeister wässerte die Wiese, wie sich gebührt, und kam erst spät zurück, weil er sich noch

in der Schenke aufgehalten, und mit den sich zum heiligen Pfingstfest beyim Bier und Schnapps vorbereitenden Bauern derb gezecht hatte: denn es ist so Mode in der heiligen Christenheit, daß die Vorbereitung zu einem heiligen Fest meistens in den Schenken vollbracht wird, weil man den guten Vorsatz hat, das Fest selbst mit Freßen und mit Saufen hinzubringen.

Als der Schulmeister gegen das Pfarrershaus kam, stand Herr Consistorialrath Bauer am Thor: er war der Schwiegervater des Pastors, und kam jährlich ein Mal, seinen Tochtermann zu besuchen. Als ihn der Schulmeister erblickte, grüßte ihn dieser höflich, der Consistorialrath dankte, und fragte: wo er mit der Hacke gewesen sey?

Schulmeister, Ich habe eine Wiese gewässert, Herr Consistoriumsrath.

Consistorialrath. Was, eine Wiese gewässert? Heute Abend, so nahe vor dem hohen heiligen Fest gearbeitet? Ist Er ein Christ? Ein Heyde mag Er seyn, und kein Christ! Und Er ist Schulmeister, und soll die christliche Jugend unterrichten. Das muß ich meinem Herrn Sohn, dem Pastor sagen, daß er Ihn derb coram friege.

Schulmeister. Eben der Herr Pastor hat mir es befohlen.

Consistorialrath. Das lügt Er, Schulmeister, in seinen Hals hinein! Mein Herr Sohn sollte einer lumpigen Schulwiese wegen einen Sabbathsfrevel befehlen?

Schulmeister. Vergeben Sie, Herr Consistoriumsrath, ich habe keine Schulwiese gewäßert; die Wiese gehört dem Herrn Pastor selbst.

Consistorialrath. Ah, das ist was anders, wenn die Wiese meinem Herrn Sohn ist. Adieu, Herr Schulmeister, ruhe Er in Gottes Namen, Er hat da ein gutes Werk gethan.

XXI.

Der Fischzug Petri.

Pater Osmundus, ein Franziskaner und
katholischer Pastor zu Kriegsfeld in der
Pfalz, berühmt weit und breit wegen
seiner Predigten, welche er stets mit
Schnurren würzte, erklärte eins das

Evangelium vom Fischzug Petri. Nach-
dem er den heiligen Text verlesen hats-
te, redete er folgender Maaßen seine
Zuhörer an: Nu, habt Ihrs auch vers-
standen? Gelt, wenns Euch Pater Oss-
mundus nicht erklärt, versteht Ihr das
von so wenig, als Euer Ochse, der Heu
und Stroh frißt? O, über die dummen
Kerle, die doch auch gar nichts verste-
stehen! Aber ich wills Euch auslegen;
gebt hübsch Acht, und plaudert nicht,
schläft nicht ein, sonst höre ich gleich
auf, und lasse Euch in Eurer Dumm-
heit. Hört mich an! Unser Herr schlief
im Schiff, das sahen die Jünger, und
da sie wohl wußten, daß der Herr die
Fische so gern aß, als Ihr die Dampfs-
nudeln, beschlossen sie Fische zu fangen,
um sie ihm vorzusetzen, wenn er auf-
wachte. Sie warfen ihr Netz aus, und

zogen, und zogen, aber was fingen sie?
 Einen Dreck, nach 1 Cor. am 29. Da
 wachte der Herr auf, und guckte her-
 aus. Wie seht ihr aus, ihr Bursche,
 sagte er, ihr seyd ja naß, wie die
 Raketen. Ja, sagte Petrus, und kratzte
 sich hinter den Ohren, wir haben die
 ganze Nacht gefischt, und nichts gefan-
 gen. Aha, Burschchen, antwortete der
 Herr, hab' ichs Euch nicht hundert und
 neun und neunzig Mal gesagt, ohne
 mich könnt ihr nichts thun: denn ich bin
 der Weinstock, und ihr seyd die Neben.
 Kommt her, da werft einmal Euer
 Netz hinein. Da wurfen sie das Netz
 hinein, liebe Zuhörer: aber was fingen
 sie da? Auch wieder einen Dreck? Nein,
 liebe Freunde, da fingen sie Fische (er
 streckte den Arm aus) Fische, hole mich
 der Guckuck, von dieser Länge. So war

es, liebe Zuhörer. Gelt, nun habe
Ihr's verstanden? Ja, was Vater Os-
mundus erklärt, muß auch dem dümm-
sten Grühkopf klar und deutlich werden.

XXII.

Der kleine Teufel.

Eben dieser Pater Osmundus predigte einst von der Keuschheit, und nachdem er weitläufig auf acht : mönchisch über dieses Kapitel gekanzelt hatte, ließ er fol-

gende erbauliche Ecphrase von sich hören:

Ihr seht, liebe Freunde, daß die Keuschheit nicht besteht im Aeusserlichen. Mancher Bursche stellt sich öffentlich noch so sittsam, und läuft heimlich den Menschen nach; mancher Mann stellt sich gut mit seiner Frau, und kriecht doch zur Nachbarin in den Kuhstall; manche Frau thut, als wäre sie die keusche Lucretia selbst, und doch invitirt sie den Werbunteroffizier, wenn der Mann nicht zu Hause ist. Von den Mädchen will ich gar nichts sagen: die sind alle keusch und züchtig, wenn man sie so ansieht. Da kommen sie her mit niedergeschlagenen Augen, mit zugedecktem und verschnürtem Busen, mit Röcken, die da gehn bis auf die Erde. Sie

tragen weiße Schürzchen, und weiß ist die Farbe der Unschuld und der Keuschheit. Aber, liebe Freunde, was steckt unter diesen weißen Schürzchen? Wer weiß Ihr's etwan nicht, so will ich's Euch sagen. Unter dem weißen Schürzchen ist die Hölle, da fährt dann der kleine Teufel in die Hölle, und spuckt aus in der Hölle u. s. w.

So predigte Vater Osmundus, und oft noch viel derber, und dennoch formalisirte sich niemand über ihn, vielmehr paßirte er durchaus, als ein guter erbaulicher Prediger. Ich glaube selbst, daß Osmundus mit seinen naiven Romanen mehr ausrichtete, und mehr Gutes bewirkte, als mancher ästhetische Redner mit seinen nach den Grundsätzen

der reinen Rhetorik ausgefeil-
ten Orationen. Darf der Lehrer auf
dem Katheder mit seinen Zuhörern ver-
sprechen, warum sollte es der Redner
auf der Kanzel nicht auch mit den Geiz-
gen dürfen?

XXIII.

Der für Geld geprügelte Schina-
derknecht.

Graf A. . . . und Baron R. . . . zu
Mannheim, waren einander aus mehr als
einer Ursache spinnenfeind, und suchten eins
ander zu necken und zu scheeren, wo sie
nur wußten und konnten. Der Graf war
Offizier in Pfälzischen Diensten, der Bar

ron aber diente als Hauptmann den Franzosen, und da seine Garnison in Landau war, so konnte er sehr oft in Mannheim seyn, und so oft er da war, hatten beyde Herren Spektakel mit einander. Sehr oft schlugen sie sich auf den Degen, aber beyde waren Meister in der Fechterey; und so hatten ihre Balgereyen nie sehr gefährliche Folgen. Sie versöhnten sich sehr oft mit einander, um sich bald wieder zu entzweyen, und neuen Scandal anzufangen.

Eines Tages begegnete der Graf einem Schinderknecht, welcher eben ein todes Pferd ausführte. „Mein Freund,“ sagte er zu dem Kerl, „wo ist er her?“

Kerl. Ich bin von Mannheim, gnädiger Herr Graf.

Graf. Also kennt Er mich?

Kerl. Warum denn nicht? Sie sind ja unsrer Hausmamsell zu Gefallen gegangen.

Graf. Stille davon! — Höre Er, was gebe ich Ihm, wenn er ein Paar Hiebe annimmt?

Kerl. Schnurrige Frage, bey meiner Seele! Doch, wie viel Hiebe meynen Sie denn, gnädiger Herr?

Graf. Je nun, einen, zwey, höchstens drey; du mußt nicht mehr nehmen.

Kerl. Aber doch recht derbe Hiebe, so recht aus dem Salz, meyne ich?

Graf. Wahrscheinlich.

Kerl. Je nun, für jeden Hieb einen halben Gulden.

Graf. Was? einen halben Gulden? Für jeden Hieb gebe ich dir eine Carolin.

Kerl. Topp, Herr Graf, es bleibt dabei: wollt ich kriegte fünf und zwanzig.

Graf. Höre, du kennst den Baron von R.

Kerl. Den französischen Hauptmann? Den kenne ich wohl, 's ist ein Hengstkerl.

Graf. Er speißt heute beym Präſidenten von Benningen; ich habe ſchon Anſtalt gemacht, daß er beſoffen wird, und præciſe fünf Uhr geht er am goldnen Stern vorbey. Da begegne ihm, und ſchuppe ihn, wie von ohngefähr; er wird ſchimpfen, und dann gieb ihm grobe Reſden zurück. Er ſchlägt gewiß auf dich zu, du laß dir einige Hiebe geben, und dann halte ihm den Stock. Hier haſt du Etwas auf Abſchlag, und machſt du deine Sachen gut, ſo ſollſt du cavaliermäßig beſloht werden.

Kerl. Verlaſſen Sie ſich auf mich; gnädiger Herr, Sie ſollen ſehen, wie alles gehen wird.

Baron von R... kam richtig um fünf Uhr am goldnen Stern vorbey. Der Schins

derknecht, welcher sich indessen recht artig
gekleidet hatte, um seine Schinderknechts-
schaft nicht zu verrathen, begegnete ihm,
und schuppte ihn, wie von ohngefähr, aber
doch dergestalt, daß der Baron weit auf
die Seite fuhr.

„Verfluchter Esel“, rief der Baron.

„Was Esel; mag der Herr selbst so
ein Thier seyn.“

„Kerl, dich soll ja der Teufel frifas-
siren!“

Mit diesen Worten gab der Baron
von R. dem Schinderknechte vier derbe
Hiebe, dieser aber griff ihm nun nach dem
Stock, und beyde balgten sich herum. Nun
sprang der Graf von A. . . herbey.

„Was ist das, Herr von R. . .; Sie
balgen sich mit einem Schinderknecht, und
zwar auf der öffentlichen Straße, und das

am hellen lichten Tage. Psuy, ein Offizier, und ein Schinderknecht!"

Da stand nun der Baron, der doch nicht so bezecht war, daß er nicht hätte einsehen sollen, was seine Balgerey mit dem Schinderknecht zu bedeuten habe. Beschämt ging er fort, und verließ den folgenden Tag Mannheim: der Graf war boshaft genug, den ganzen Handel an das Regiment, bey welchem der Baron stand, zu berichten, und der gute Baron nahm seinen Abschied, ehe ihm derselbe mit schimpflichen Clauseln zugeschickt wurde.

Der Kurfürst erfuhr den ganzen Vorgang der Sache, und auch der Graf mußte seinen Abschied nehmen, aber er blieb doch in Mannheim, indeß der arme Baron auf seinen Gütern blieb, und sich nichts

getraute, in einer Stadt öffentlich zu erscheinen, wo er sich mit einem Schinderknecht herumgebalgt hatte.

So viel kann das Vorurtheil bewirken! Den Schinderknecht, welcher bloß todes Vieh abzieht, hält man für unehrlich; der Scharfrichter aber, der Menschen hinrichtet, ist ehrlich. Ein wahrer Widerspruch!

XXIV.

Spanische Liebe.

In keinem Lande thut die Liebe größere Wunder, als in Spanien. Diese Nation scheint eigentlich so recht zu fühlen, was Liebe sey. Alles opfert der Spanier seiner Geliebten auf, aber die Geliebte ist auch nicht sparsam mit Aufopferungen. Folgende

wahre Begebenheit würde sich schwerlich in einem andern Lande, und in Deutschland am allerwenigsten zugetragen haben.

Dom Perez de Madia liebte das Fräulein Clara Engracia de Ulloa. Die Aeltern beyder Liebenden sahen die wachsende Neigung inzwischen gerne, und Sennora Clara Engracia ward deswegen Hofdame der Königin, damit ihr Dom Perez die Aufsichtung machen könnte. Dom Felipe der Fünfte, König von Spanien, erlaubte dem schönen Paar, ihr Verlöbniß im Escorial zu halten; wo dergleichen bloß den Grands de la primera Orden zugelassen wird.

Dom Perez sahe sich nun über alle Menschen erhoben, und würde mit den Mauren gefochten haben, wenn noch Mauren in Spanien gewesen wären. Aber es fanden sich andre Mauren. Die Prinzessin von Asturien kam in die Bothen, und nach was

nischer Narrheit muß bey solchen Gelegenheiten allemal ein Stiergefecht angestellt werden. Da wurde nun gewettet, und jeder Ritter suchte einen Matador, für Geld nämlich.

Aber nun trat Dom Perez de Nadia vor; meine Herren, sagte er, ich fechte mit dem ärgsten Stier, mit dem aus Arragonien, aber nicht für die Prinzessin von Asturien: meine Devise ist: los ojos de Sennora Engracia.

Jeder wollte den Unerfahrenen abhalten, mit dem wilden Stier zu fechten; seine Geliebte selbst fiel ihm zu Füßen, aber er bestand drauf, ihr zu Ehren müsse er den Stier tödten.

Der Kampf begann: Dom Perez griff den Stier an; aber in dem Augenblicke wuroe der gegen Perez wüthende Stier von einem Wurfspieße getroffen, den ihm ein

unbekannter Ritter zuschleuderte. Der Stier verließ nun den Dom Perez, und warf sich auf seinen neuen Gegner, welchen er sogleich tödtlich verwundete. Dom Perez vergaß seinen Vortheil, und eilte seinem Beystehrer hastig zu, empfing aber auch in dem Augenblick die tödtlichste Wunde. Man trug beyde weg. Der unbekannte Ritter war Sennora Clara Engracia! Sie baten noch um das Sacrament der Ehe, und erhielten es vier Minuten vor ihrem Tode.

König Felipe V. (besser spanisch Felipe) ließ ihnen zu Siguenca — dort war das Stiergesecht — einen Leichenstein setzen, mit der Inschrift:

Quos certus amor, quos hora novissima junxit,
Componi tumulo non invidemus eodem.

Sagen Sie, liebes Mädchen, was denken Sie bey dieser Geschichte?

X IV.87



Rabiosus / Wekhrlin, Wilhelm Ludwig / Rebmann, Andreas Georg Friedrich <<
von>>,

Neue Carricaturen

Berlin 1802

L.eleg.m. 625

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576724-5